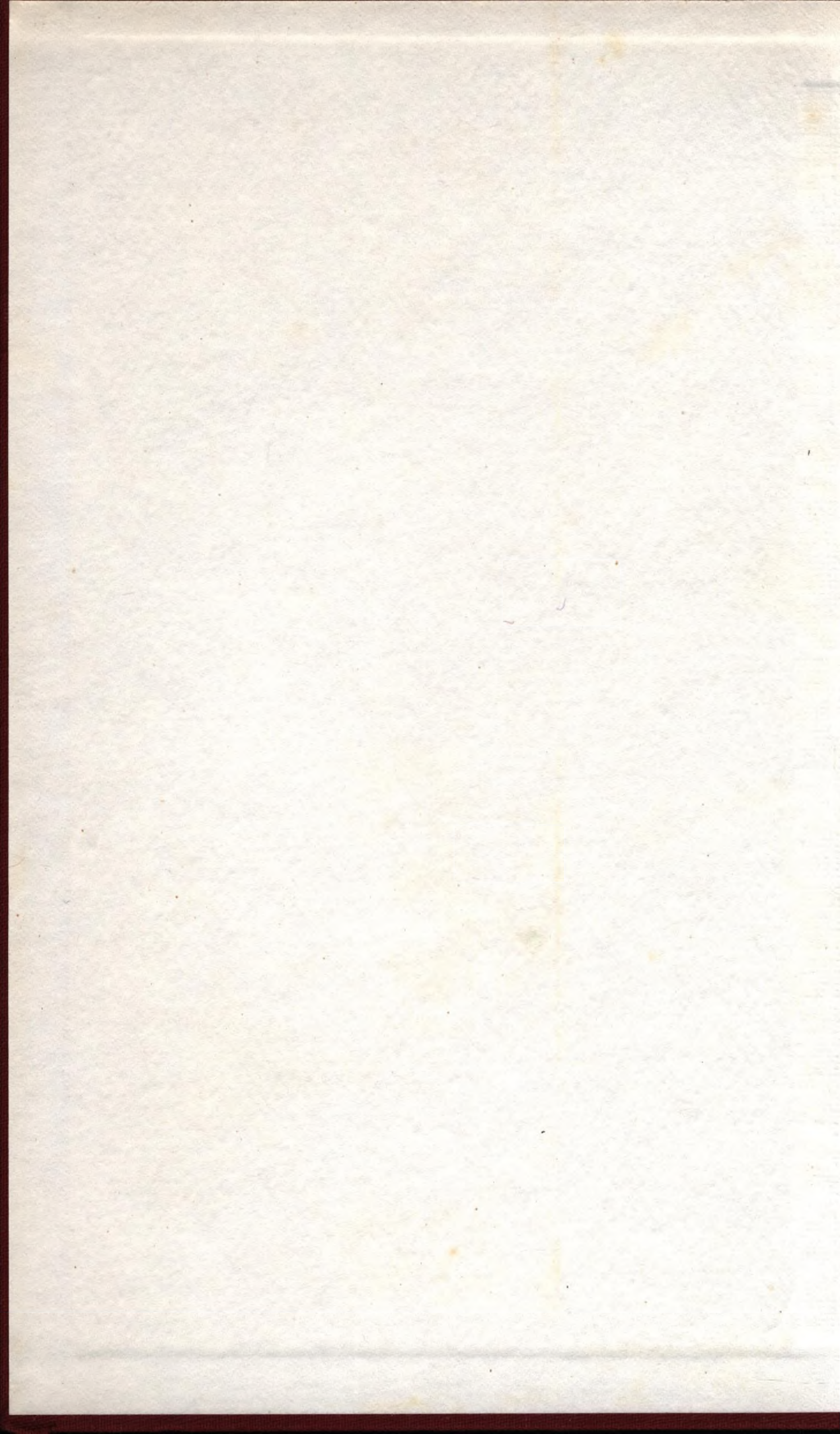
H.W. HAGEN · BLICK HINTER DIE DINGE









HANS W. HAGEN / BLICK HINTER DIE DINGE





HANS W. HAGEN

BLICK HINTER DIE DINGE

— Die tiefere Oktave —

Zwölf Begegnungen

TÜRMER VERLAG MÜNCHEN

SCHUTZUMSCHLAG UND EINBAND: HASSO FREISCHLAD, MÜNCHEN

1962

Druck: Buchdruckerei Decker & Wilhelm, Heusenstamm bei Offenbach/Main
Einband: Freitag & Co. KG., Kassel

Gewidmet allen, die mir in diesem Buch begegnen.

Bei einer Laute schwingen die Bordun-Saiten von selbst mit, wenn in höheren Oktaven ihre entsprechenden Töne angeschlagen werden.

Im lauten Alltag und verwirrt von seiner vordergründigen Gegenwart sind die Bordun-Saiten unserer Seele verkrampft und erstarrt.

Doch bei schicksalhaften Begegnungen bricht die abgründige Ordnung durch das Chaos; die Seelen-Starre löst sich, und für seltene Augenblicke erklingt die volle Harmonie der Welt.

Dann ertönt auch wieder die tiefere Oktave.

BEHERZIGUNG

Fluche deiner Stunde, — nenn es Gnade,
Die zu diesem Augenblick dich stieß,
Und in aller Wege Wirrnis grade
Nun dein Schicksal dich erfüllen hieß.

Wer denn dürfte seine Tat erheben,
Daß die Zeit als Richtmaß sie erkennt?
Eins verbleibt: dein treu erfülltes Leben,
Das sich liebend in das Werk verbrennt.

Wahre dich! Und deines Daseins Welle,
Die noch eben in den Abgrund zwang,
Hebt im nächsten Atem dich zur Schwelle
Neuen Lichts in brausendem Gesang.

24. 12. 1947

APOKALYPSE

Der Krieg hat jedem von uns Szenen des Elends und seines Wahnsinns vor die erstarrten Herzen geführt, so daß es vermessen wäre, das eigene Erlebnis als besonders bezeichnend und berichtenswert herauszuheben. Das ist wohl auch der Grund, weshalb Soldaten selten von seinem eigentlichen Geschehen sprechen und Menschen, die immer und allzu leicht davon reden, ihnen verdächtig vorkommen.

Und doch sei eine Nacht festgehalten, weil in ihr der apokalyptische Abgrund sich auftat. Das Ereignis geschah nicht draußen an der Front, sondern in der letzten Novemberwoche des Jahres 1943 in Berlin.

Seit August war der Feind, nach der Generalprobe und dem Auftakt in Hamburg, dazu übergegangen, mit planmäßig gelegten Bombenteppichen den Mord unverhohlen und ohne Rücksicht auf die Haager Landkriegsordnung auch auf die Zivilbevölkerung des Hinterlandes auszudehnen. Dagegen stand kein Richter in Nürnberg auf, — und auch aus diesem Grund sei es aufgezeichnet. Denn das Recht ist unteilbar, und so lange nur der Besiegte seine Verbrechen büßen muß, der Sieger aber entsprechende Untaten verschweigen darf oder gar noch belohnt sieht, kommt das Unrecht nicht aus der Welt.

Diesig und grauverhangen hatte sich der Abend über das schon von vielen Bombennarben gezeichnete Berlin gesenkt. Man hüllte sich in den Nebel wie in einen Schutz. Heute würden keine Feindflieger kommen.

In Erwartung der Ruhepause, einer, und sei es auch nur für einen Tag gewährten Sicherheit — das war ja schon viel damals —, hatten wir uns zum Abendessen bei Borchardt in der Französischen Straße verabredet. Dort gab es für Stammgäste noch ein Glas Wein und für durchreisende Frontsoldaten sogar noch eine ganze Flasche.

Wir saßen am Tisch, wo die historischen Frühstücksszenen des Films über Bismarcks „Entlassung" gedreht worden waren, und der italienische Kellner mit dem klingenden Namen Numa bediente uns wie vordem Werner Krauss in seiner Rolle als graue Exzellenz Holstein bei den Aufnahmen.

„Alarm!"

Wir lachten. Bei dieser „Waschküche"? Völlig ausgeschlossen, daß es sich um größere Verbände handeln könnte.

Das Erschrecken des Kellners benutzten wir, um ihm eine neue Flasche abzuluchsen. Ob er mit der Gewährung sich wohl die Rückversicherung einer guten Tat verschaffen wollte? Uns mochte es ja gleich sein, wie er den Wunsch beim gestrengen Herrn Geschäftsführer durchsetzte.

Noch bevor er sie servieren konnte, wurde Großalarm gegeben.

„Völlig verrückt!" — „Unmöglich."

Ein Blick vor die Türe bestätigte: ‚Wetterlage Qu B I'. Nach einer Stunde war bereits Entwarnung. Gewiß, die Flak hatte geschossen, und entfernte Bombeneinschläge waren bei uns zu spüren. Aber viel schien nicht los gewesen zu sein.

Sollte man dableiben?
Doch man hatte sein bereits zweimal gerettetes Heim in Schöneberg. Sorge und Pflicht mahnten zur Heimkehr.

*

Ahnungslos stiegen wir, der über zwei Meter lange Freund v. T. und ich, in den Schacht zur U-Bahn hinab. Ein Zug Richtung Stadtmitte wartete, — aber er fuhr nicht. Also zu Fuß bis zur Umsteigestation. Dort dasselbe. Der Zug stand auch hier schon seit Beginn des Alarms.
Es schien zwecklos zu hoffen, — und wir gingen also zu Fuß zum Potsdamer Platz. Beim „Kaiserhof" öffnete der Wilhelmplatz einen weiteren Horizont und zeigte über dem Reichsverkehrsministerium eine glühende Gloriole am Nachthimmel.
Wie Tiere vom Feuerschein angesogen, bogen wir zur Leipziger Straße ab, auf den Potsdamer Platz zu. Links brannte der Potsdamer Bahnhof in hellen Flammen.
Der Eingang zur Potsdamer Straße war von einer Schupokette abgeriegelt.
„Wohin wollen Sie?"
„Zum Innsbrucker Platz."
„Unmöglich, hier durchzukommen, Herr Leutnant. Vielleicht versuchen Sie es über den Tiergarten. Grüne Bäume brennen nicht. Vom Bayrischen Platz bis hierher liegt ein geschlossener Bombenteppich. Die Burschen haben auf den Meter genau dort angefangen, wo sie im August an der Grunewaldstraße aufgehört hatten."
Wir bogen also ab, nach Norden, Richtung Café Dobrin. Dort schwenkten wir nach links; als Flankenschutz sicherte nun rechts immer der Tiergarten.
Verflucht noch mal, das konnte man Maßarbeit nennen. Kein Gebäude war verschont geblieben: das „Haus der Presse", die japanische und die italienische Bot-

schaft brannten. Ein Blick in die Bendlerstraße zeigte: hier wird fieberhaft gelöscht — und anscheinend mit Erfolg; die einzige dunkle Lücke, die sich aus der Waberlohe abhob.
An der Hofjägerallee wurde kurzer Kriegsrat gehalten mit dem Ergebnis, daß wir über den Lützowplatz nach Süden durchzustoßen versuchten.
Als wir gerade auf der Brücke über den Landwehrkanal waren, brach hinter uns das Herkuleshaus zusammen. Seine Trümmer versperrten den Rückweg.
Es galt also, nach Westen auszuweichen! Der Flußlauf schützte uns nun rechts auf dem neuen Weg zum Bahnhof Zoo.

*

Bis dahin war alles begreifbar und gewohnt, wenn auch in den Ausmaßen kaum mehr zu fassen. Wir hatten Hamburg ja nicht erlebt und ahnten noch nichts von Dresden und Würzburg.
Der Höllenlärm wurde durch die Detonationen der Zeitzünder akzentuiert und gesteigert; dann fiel er wieder in seinen Gleichklang, geschichtet aus den Rufen der Löschmannschaften, dem Prasseln des Feuers und dem Krachen der zusammenstürzenden Häuser. Doch, das blieb in den Grenzen des Wahnsinns, an den man sich schon gewöhnt hatte, und so gingen wir daran vorüber wie Unbeteiligte an einem Fegefeuer, das sich an Fremden vollzieht. —
Jetzt aber gellten andere, bisher nie gehörte Schreie durch die Nacht. Wir blickten uns stumm an, denn das jähe Entsetzen verbot uns, die Ahnung auszusprechen. Wir wußten: hinter diesen Mauern und innerhalb des peinlich genau gelegten Bombenteppichs liegt der Zoologische Garten.
Ja, hier schrie die gefolterte und zu Tode gequälte Kreatur Anklage und Fluch gegen den Menschen zum Him-

mel. Nicht genug, daß er sich vermessen und verantwortungslos aus der Natur und ihren Gesetzen gelöst hatte, — jetzt riß er die Tiere in das von ihm verursachte Inferno des Krieges mit hinein.
Über die Mauer ragte die große Voliere. In ihrer Spitze kauerten die Großvögel. Was hatte ihnen ihr Flug und der Fluchtversuch in den kühlen Nachthimmel genützt? Der Weg in die entpestete Atmosphäre war ihnen von Menschenhand verschlossen; die Käfigstangen geboten: „hiergeblieben!" Durch ihre Zwischenräume aber fiel der Funkenregen auf die Schutzlosen und röstete die grausam Entblößten bei lebendigem Leibe. So hingen sie doppelt gefesselt in ihrem Gefängnis, unfähig sowohl zum Flug in die Freiheit, als auch zum erlösenden Sturz in die Tiefe, und wurden geschmort.
Der Weg bog ein kurzes Stück nach Westen aus und entzog unseren Blick für Minuten dem Scheiterhaufen der Kreatur. Schon wollte das entsetzliche Bild in der ungeheuren Feuerfolie des Himmels verlöschen und im allgemeinen Höllenlärm ertrinken. Jeder Sonderklang ging im Tutti eines Weltenstöhnens unter.
Um das dunkle, merkwürdigerweise nicht getroffene Planetarium bogen wir nach Süden zurück. Die Wilhelmshallen, der Ufapalast, das Café Berlin bis zur Gedächtniskirche waren eine riesige, fugenlose Feuerwand und bildeten den neuen, schaurigen Rundhorizont.
Und doch sollte sich alles nur als Vorspiel erweisen. Denn jetzt peitschten plötzlich Gewehrschüsse durch die Nacht. Am Tor gegenüber der Stadtbahn stand wieder eine Schupokette, eine Gruppe von etwa 8—9 Mann. Und sie schossen ununterbrochen durch das Gitter in den Tierpark. Trieben unsere Sinne zu höllischen Bildern und Klängen?
Erst, als wir neben den Schützen standen, erkannten wir: die Menschen versuchten im Rasen der entfesselten

Elemente den Tieren auf dem riesigen Rost, zu dem ihre alte Heimat nun geschichtet war, die letzte Barmherzigkeit zu erweisen; denn hier wurde der rasche Tod zur Gnade und Erlösung.

Der große Elefantenbulle lehnte gelähmt an der Wand seines geborstenen Hauses. Die verbrannte Haut hing ihm in langen Fetzen herunter. Er konnte sich nicht mehr bewegen. Oder war es ein ungeheurer Krampf, der ihn in seinen Schmerzen erstarren ließ?

Der Wachtmeister neben mir legte immer wieder an und fand doch kein Ziel für seine Kugel. Er stöhnte mit dem Tier. Endlich löste sich die Starre. Der Bulle stieß sich von der heißen Wand seines Hauses ab, — und bot so dem Polizisten für einen Augenblick die Flanke zum Blattschuß.

Ich dankte still dem Nebenmann, daß er mich einer stummen Antwort an das geschundene Tier enthob. Sonst aber blieb uns wenig Zeit, Gedanken über Schuld der Menschen nachzuhängen.

Das Aquarium hatte einen Volltreffer erhalten. Auf der Straße zwischen den Freigehegen schlängelte eine Kobra auf uns zu, bis sie ein wohlgezielter Kopfschuß zur Strecke brachte.

Die geborstenen Häuser entließen ihre Gefangenen; Angst vor dem Feuer, Entsetzen und Furcht voreinander, der Schwindel des jähen und unvermittelten Gegenüber riß sie in einen Taumel des Irreseins und der Freiheit zugleich. Das entfesselte Getier raste in einem ungeheuren Karussell. Im Wirbelsturm der Elemente und Ängste hetzte sich die Kreatur selbst zu Tode.

Und von draußen schossen die Polizisten immer noch in dieses Kesseltreiben. Denn, was würde geschehen, wenn die Tiere, gepeitscht von Feuer und Furcht, die Trennungsmauer ihres Gefängnisses übersprängen, sich

in den Wahnsinn der Menschen mischten und so die Apokalypse vollendeten?

*

Der Feuerorkan rief uns weiter. In der Joachimsthalerstraße kam uns eine alte Frau barfuß entgegen. In der einen Hand trug sie ein Paar Schuhe, über dem Arm ihren Mantel. Sie fror nicht, obwohl es Ende November war. In der anderen Hand aber hielt sie einen Vogelbauer. Zum Schutz des Tieres vor Feuerregen und Kälte hatte sie ein Handtuch über das Gehäuse gelegt.

*

Erst in der Kaiserallee wurde es besser. Nicht, daß dort weniger Häuser brannten; aber die Straße war breiter, und so konnten sich die Flammen nicht zum Glutstrom sammeln.
Hinter der Grunewaldstraße herrschte, wie abgeschnitten, kalte und schwarze Nacht. In Schöneberg aber brannte das elektrische Licht wie im Frieden.

*

— Nennt es, wie ihr wollt: Irrsinn oder Feigheit, was wir nach der Heimkehr über den Bombenteppich taten. Keiner von beiden wußte, wie es geschah. Wir kannten nur dumpf ein Ziel: so rasch wie möglich das Geschehene und Gesehene wieder auslöschen!
Als wir uns wieder bedachten, saßen wir an meinem Tisch, vor uns eine Flasche Wein, — und dann ging ich zum Plattenspieler und legte Beethovens Violinkonzert auf.
Ob ich hoffte, in seinen Klängen Frieden und Ordnung nach dem Erlebnis des Chaos zu finden?
Als sich im langsamen Satz die Melodie der Sologeige wie das Lied einer Lerche aus aller Erdenbedrängnis in

den Himmel hob, stellte ich jäh ab. Durch Beethovens Gesang der Sehnsucht und die Verheißung seiner Befreiung brachen wieder die entsetzten Anklagen und Schreie der von Menschen gemarterten Tiere.
Da spürte ich: Wer das Haupt der Gorgo geschaut hat, ist im nächsten Atemzug noch nicht wieder stark und fähig zur Begegnung mit Beethoven.

WEIHNACHTEN 1944

Schon die Begegnungen und Zwischenfälle auf der Fahrt zu meinem letzten Weihnachtsurlaub in diesem Kriege waren merkwürdig, aber unsere in jenen Tagen über das Maß beanspruchten Sinne und Kräfte wurden wohl abgestumpft, so daß wir für Augenblicke vergaßen, auf ihre Vorbedeutung zu achten.

Dem Stabsarzt im Wünsdorfer Lazarett fiel meine Entlassung nicht leicht, und erst, nachdem er den Kompreßverband um meinen Kopf für gut befunden hatte, glaubte er, Schädelbasisbruch und schwere Gehirnerschütterung soweit ärztlich versorgt und die Genesung gesichert zu haben, daß ich die Reise antreten konnte.

Bei der Vor-Weihnachtsfeier im Wachregiment las Heinrich George, — und er kannte unter dem Turban, der meinen Kopf samt linkem Auge einhüllte, den Freund erst im Augenblick, als ich ihn ansprach.

Die Dienstmütze paßte mir nicht, aber ich hatte ja aus meiner Studentenzeit noch die alte Mensurhaube. In diesem, der Heereskleiderordnung nicht ganz entsprechendem Aufzug begab ich mich auf die Reise.

Der Anhalter Bahnhof war, da im Glasdach keine Scheibe mehr ganz geblieben, noch peinlich verdunkelt, als der Zug sich in Richtung Halle in Bewegung setzte. Die Wagen waren überheizt, und ich zog meinen Mantel aus. Erst bei Trebbin dämmerte es.

Jetzt sah ich mir gegenüber eine Dame, — ausgerechnet im Wehrmachtsabteil. Was hatte sie hier verloren? Als sie aufstand, um ihren Pelzmantel abzulegen, half ich ihr. Da blitzte auf ihrer Kostümjacke im Schnitt der Nachrichtenhelferinnen das Eiserne Kreuz, und auf dem Fliegerabzeichen funkelten die Brillanten.

„Gnädige Frau! Darf ich mich Ihnen vorstellen? Ihren Namen zu nennen, ist überflüssig, denn es gibt nur eine Frau auf der Welt mit diesen Auszeichnungen." So fuhr ich bis Weißenfels mit der berühmtesten und kühnsten Fliegerin, die sich, weil die Instrumente der Versuchs-V 1 beim Abschuß und Aufprall auf das Wasser immer wieder zu Bruch gingen, mit ihrem absoluten Höhenbewußtsein selbst in die Projektile setzte und die Kurven der Flugbahn aufzeichnete.

*

Am nächsten Tag war Heiligabend. Onkel Reinhold, auf dessen Gut meine Familie seit der Evakuierung Berlins lebte, war Bauer und daher konservativ. Er herrschte wie ein Patriarch in seinem Reich. Den Weihnachtsabend feierten alle Gutsangehörigen eine gute Stunde gemeinsam. Das war in den fünfzig Jahren, seit er sein Erbe angetreten, immer so gewesen, und sicher hatte er die Sitte vom Vater schon übernommen. Knechte und Mägde fanden ebenso wie der Schweizer ihren Platz am großen Tisch des Festraumes, und in den Teigkörben, darin sonst das Brot in den Backofen geschoben wurde, waren für jedermann die bunten Teller gerichtet.

Auch in der sechsten Kriegsweihnacht hatte sich daran im Grundsatz nichts geändert. Nur der Personenkreis war völlig anders zusammengesetzt. Als Knechte dienten drei französische Gefangene, ein Russe und zwei ukrainische Mägde; dem Stall stand als Schweizer Bruno vor, ein kaum zwanzigjähriger Italiener aus der Lombardei.
Die große, in drei Generationen geschichtete Familie des Oheims war seit August 1943 nun noch um meine Angehörigen vermehrt.

*

Es war mir gelungen, für jeden männlichen Teilnehmer ein Päckchen Tabak und 50 Blatt Zigarettenpapier aufzutreiben, und es mag nicht abgewogen werden, bei wem diese Überraschung mehr Freude auslöste: beim Russen und beim Italiener, deren Raucherleidenschaft hinlänglich bekannt ist, oder bei den Franzosen, die für ihre Fertigkeit, Zigaretten selbst zu drehen, berühmt sind.

*

Ungeduldig schauten alle Anwesenden auf ihren Teller, während wir Deutschen beim Lichterglanz Weihnachtslieder sangen. Die Fremden wurden immer stärker in den Zauber unseres Festes hineingezogen. Einzig der Großvater meiner Kinder ging leise hinaus. Er hatte vor fünf Tagen seine Frau begraben. Wir begriffen nur zu gut Sehnsucht und Schmerz, die ihm allein gehörten. Aber auch die Gedanken und Wünsche der durch den Krieg an diesem Tisch versammelten Menschen eilten weit hinaus aus dem Gutshaus in alle Himmelsrichtungen. Ich spürte die Fliehkraft und wußte, daß unser Gemüt ihnen allein nicht helfen würde, ihre Sehnsucht zu stillen.

Und doch — ich weiß heute noch nicht, was mich trieb —, leise schob ich meine Frau vom Klavierstuhl. Dann nickte ich den drei Franzosen zu und sagte: „C'est pour vous et pour votre patrie" — und spielte ihnen die „Marseillaise". Den drei armen Teufeln rannen die Tränen übers Gesicht; selbst Hubert, der ewig Hungrige, hörte auf zu kauen und vergaß sein Weihnachstgebäck auf dem Teller vor sich, in das er allein bereits eine große Lücke gegessen hatte.

Dabei konnten die drei Poilus nicht ahnen, daß mir eine Szene vor 26 Jahren in die Erinnerung gekommen war. Damals begingen meine Eltern Weihnachten in Hagenau im Elsaß. Der Krieg war verloren, das Werk des Vaters vernichtet. Unser Eßzimmer blieb als französische Fliegermesse beschlagnahmt. Doch an diesem Abend feierten die Offiziere wohl in der Stadt. Der Koch und die Ordonnanzen schickten Braten und Wein zu uns herüber.

Als sie hörten, wie ich nebenan auf meiner Geige Weihnachtslieder spielte, kam ein Soldat nach dem anderen zu uns ins Wohnzimmer, — und auf einmal waren alle Unterschiede gefallen. Die deutsche Familie und die französischen Soldaten begingen gemeinsam, jeder auf seine Art, in einem Raum das Weihnachtsfest.

Ich war tief in diese Gedanken versunken, als meine Hände die vollen Akkorde griffen: „Aux armes, citoyens!" Jetzt war ich wieder auf dem Gutshof in Thüringen. Denn bei diesem Refrain sprangen die drei Gefangenen auf und standen stramm, wie sie es bei ihren Paraden getan hatten, wenn die Clairons bei der Retraite schmetternd einfielen.

Aus dem kleinen Quartaner, der damals den Poilus in Hagenau die „Madelon" auf der Geige spielte, war ein schwerverletzter deutscher Offizier geworden, der

ihnen zum Fest die heißbegehrten Zigaretten — und die „Marseillaise" schenkte.

Der Italiener und die russischen Fremdarbeiter begriffen wohl nicht ganz, was in ihren französischen Schicksalsgefährten vorgegangen war, die sich am Schluß strahlend und mit ihrer besten Ehrenbezeugung bedankten.

In mir aber war eine Lawine ausgelöst. Was den einen recht ist, muß den anderen billig sein. Auch hoffte ich, den fremden Zivilarbeitern wortlos zu sagen, was ich den Soldaten gegeben hatte.

Zum Glück hatten wir bei den Olympischen Spielen 1936 und beim Mussolinibesuch Gelegenheit gehabt, auch die „Giovinezza" zu hören, so daß sie mir geblieben war. Zum italienischen Schweizer gewendet, sagte ich: „Attentione! Per te." Und dann intonierte ich das Aufbruchslied der faschistischen Revolution. „Grazie! — Mille grazie! — Tante grazie!" schlug sein so unvermutet von mir angerührtes Temperament von Schluchzen zu überschwenglichem Dank um.

Da fiel mein Blick auf die drei Ostarbeiter. Den ursprünglichen Gedanken verwarf ich im Augenblick des ersten Blitzes. Nein, das ginge doch wohl nicht an. Und ich versuchte auszuweichen, indem ich das Lied aus Lehars „Zarewitsch" begann. Aber an der Urmusikalität der Russen prallte unser mitteleuropäischer Zivilisationskitsch ab. Das kam bei ihnen nicht einmal bis auf die Haut. Auch das Lied der Wolgaschlepper kennt wohl jeder Halbwüchsige im Westen, doch die Kinder des Landes, das von der Wolga durchflossen wird, wußten auch damit nichts anzufangen. Ob noch die alte Zarenhymne in ihnen lebendig wäre? Auch dieses feierliche Lied ging an ihnen spurlos vorüber, so daß ich es nach wenigen Takten aufgab.

Das ukrainische Trio aber war in seinen Erwartungen nur noch höher gespannt worden. Nein, ich wollte sie nicht enttäuschen; sie durften nicht leer ausgehen. Der erste Gedanke, blitzschnell aufgetaucht und ebenso rasch wieder verworfen, drängte wieder hervor. Und jetzt schob ich alle Bedenken beiseite. „Völker, hört die Signale!" hatte ich eben begonnen, da strafften sich die Körper, und die Mienen verklärten sich.

Ich wollte gar nicht untersuchen, wie weit ihnen ihre Reaktionen politisch bewußt wurden. Sie waren selig, strahlten und lachten wie Kinder, denn auch sie hatten ihre Hymne bekommen, gespielt von einem deutschen Hauptmann in Uniform.

Die Augen des Mannes leuchteten, die beiden Mädchen bedankten sich mit einem tiefen Knicks. Und ich behaupte heute noch, daß in ihrem Dank zu jener Stunde kein noch so leiser Schimmer von Völkerhaß und revolutionärem Trotz aufleuchtete, sondern nur reine Freude darüber, daß auch ihnen „ihr" Lied und damit ein Stück Heimat unter dem Weihnachtsbaum in einem deutschen Gutshaus erklungen war.

*

Ich habe, zurückgekehrt nach Berlin, niemandem von dieser übernationalen Weihnacht erzählt außer H. B., meinem Freund und Obermusikmeister im Wachregiment. Er zeigte Verständnis, — und vielleicht hat er, als er in langen Jahren der Gefangenschaft in Rußland mit dem von ihm gegründeten und zur Berühmtheit geführten Soldatenchor Tausenden von Kameraden Trost und ein Stück Heimat brachte, sich auch hie und da an seinen einstigen Kompaniechef und dessen musikalische Weihnacht 1944 erinnert.

DER FLÜCHTLINGSZUG

Alarmstufe „Gneisenau" bedeutete: Ein-Igelung und Vorbereitung eines festen Platzes zur Rund-um-Verteidigung. Sie wurde für die Reichshauptstadt in den letzten Januartagen 1945 ausgelöst, als die sowjetischen Armeen bis zur Oder durchgestoßen waren und in Wriezen und anderswo sogar schon Brückenköpfe auf ihrem westlichen Ufer zu bilden vermochten. Innerhalb dieses Gesamtplanes mußte das Wachregiment in ständiger Bereitschaft für einen Einsatz gehalten, der Kasernenbereich aber in erhöhten Verteidigungszustand versetzt werden. Die erste Folge war: totale Urlaubssperre.

Für meine Stabskompanie gab es dabei zusätzliche Aufgaben. Der Wachaufzug mit Musik fiel weg, aber dafür mußten die Musiker, neben ihrer neuen Sonderausbildung als Nachrichtenzug, abends die nun streng kasernierten Männer unterhalten.

Oft gab es ein größeres Symphoniekonzert; sonst aber wurde die vorzügliche Kapelle zu kleineren Gruppen aufgeteilt, die bei den einzelnen Zügen und Kompanien sehr begehrt waren. Von schräger Schlagermusik bis

zum klassischen Quartett lief die Liste der Anforderungen, und zur Ehre meiner Männer sei festgehalten: Sie wurden alle erfüllt.

*

Überhaupt meine Stabskompanie! Es gab wohl kaum eine militärische Einheit, die im kleinsten Verband ähnliche Extreme vereinte.

Meinen Musikern samt Spielmannszug war ich ja durch eigenes Studium und Leidenschaft verbunden. Dem Pionierzug und seinen Aufgaben glaubte ich durch mein militärisches Herkommen aus dieser Waffengattung taktisch gewachsen zu sein. Den mir ebenfalls unterstellten motorisierten und pferdebespannten Fahrbereitschaften jedoch gab ich bei meiner Übernahme der zahlenmäßig größten Kompanie offen zu, daß ich in ihren Bereichen völliger Laie sei, — und gewann mir ihre Herzen ebenso durch diese Kapitulation wie die Achtung der anderen, die mich als Mann vom Fach bald anerkannten.

*

Die Einführung als neuer Chef brachte mir eine schmerzliche Erfahrung. Major K. war als feinsinniger Oberstudienrat dafür bekannt, daß er ein Herz für seine Männer hatte. Der Abschied fiel beiden Teilen schwer, und ich wunderte mich insgeheim, daß er es so kurz machte. Seine Stimme klang heiser: gut, das war der Trennungsschmerz. Daß er sich aber dann brüsk umwandte und rasch wegging, konnte ich ihm erst eine halbe Stunde später nachempfinden.

Die Männer standen im Schnee vor mir, und ich wollte sie nicht unnütz frieren lassen. Ein paar Worte, — aber dann ging ich von Zug zu Zug und gab jedem die Hand.

Am rechten Flügel, bei den Spielleuten, begann ich zu begreifen: 18 Mann, 18 feste Fäuste. Wie lautete die Meldung des Pionierleutnants? „Stabskompanie mit 3 Offizieren und 238 Mann angetreten." O weh, noch keinem Zehntel hatte ich die Hand gegeben, und schon schmerzte sie empfindlich.

Na, die Musiker haben weiche Hände, und 65mal sie geschüttelt, das ging nach dem harten Auftakt der „Locke" durch die Knüppelmusik vorüber wie ein leichtes Menuett. Aber das war ja insgesamt erst ein Drittel. Pioniere sind in seltenen Fällen Feinmechaniker; viel öfter wurden sie auf dem Bau groß, waren Zimmerleute, Maurer oder Rohrleger. Meine Hand war hin, als ich meine Brüder von der Schwarzen Farbe begrüßt hatte.

Die Automechaniker erschienen mir darauf wieder wie ein Frühlingswind nach einem Wintersturm, obwohl unser Wagenpark nicht nur aus Opelwagen der Serie vom Kadett bis zum Kapitän bestand.

Dann aber kamen die „Pferdeknechte". Jede Hand, doppelt so groß wie meine Rechte, streckte sich mir treuherzig entgegen, und in ihrem Schraubstock fühlte ich den einzelnen Druck bis ins Zahnfleisch.

Ich habe drei Tage lang meine Hand stündlich gekühlt; und als ich später beim Abschied von meiner Stabskompanie die Szene nicht wiederholte, glaubten die Männer wohl, daß ein schlechtes Gewissen vor ihnen mich hemmte, weil ich sie in höchst gespannter Lage verließ. Ich aber begriff meinen Vorgänger, warum er den persönlichen Abschied unterlassen hatte.

*

Meine Musiker waren wohl die beste Militärkapelle, die es in der deutschen Wehrmacht je gegeben hat. Je-

der Mann mußte ein Streich- und ein Blasinstrument — und für die Paraden einen vorzüglichen Stechschritt beherrschen. Dazu hatten wir uns — nach Fronteinsatz! — manchen Künstler heimgeholt. Im Gegensatz zu anderen U-K-Stellungen a-priori glaubte ich diese Maßnahme verantworten zu können, denn für einen Musiker bedeutet sein kleiner Finger ungleich mehr, als der Durchschnitt ahnen kann.

Die c-moll-Symphonie Beethovens hatte der Obermusikmeister nach wenigen Proben konzertreif.

Aber noch ein anderer Abend ist unvergessen. Wir hatten Gäste — und die lassen manchmal auf sich warten. Das Programm mußte umgestellt werden: die Freischütz-Ouvertüre, die den Abend einleiten sollte, wurde für den Schluß aufgespart, nach Smetanas „Moldau". Schuberts „Unvollendete" leitete nun den Abend ein, nachdem mir von einem hohen Besucher bedeutet worden war, daß er sich auf Carl Maria von Weber besonders freue.

Es war alles sehr schön verlaufen, und der „Freischütz" trug den Abend einem erhebenden Ende entgegen. Da, im vollen Akkord, der das Finale beginnt, ging das Licht aus. Wir hatten über der Musik die Stromsperre vergessen.

Aber, so waren meine Musiker; sie konnte das nicht stören. Mit umso stärkerer innerer Leuchtkraft brachten sie die Ouvertüre auch noch im Dunkeln zu Ende.

*

Ausgerechnet in dieser Kompanie ereignete sich ein Vorfall, der festgehalten sein will.

An einem Sonntagabend kam der Unteroffizier vom Dienst zu mir und meldete: „Herr Hauptmann, auf

Stube X fehlt ein Mann." Das bedeutete im Sonderfall der Alarmstufe „Gneisenau" Fahnenflucht! Es war nicht zu fassen. Im Wachregiment sollte ein Soldat desertiert sein, und ausgerechnet in meiner Kompanie? Ich ließ das Quartett, das in meiner Offizierswohnung eben musizierte, allein und ging mit dem Unteroffizier und dem herbeigerufenen Spieß auf die erwähnte Stube. Ja, seit 16 Uhr war der Pioniergefreite nicht mehr gesehen worden. Beim Abendbrot wurde er bereits vermißt. „Versteht Ihr das?" war meine erste Frage. „Nein", kam es einhellig zurück. „Hat er Andeutungen gemacht, die auf eine Flucht schließen lassen? Hatte er es satt?"

Das Gegenteil wurde mir bestätigt. „Guter Kamerad" — und der Spieß meinte: „ausgezeichneter, zuverlässiger Soldat." Der Pionierleutnant H., im Zivilberuf Lehrer, wurde herbeigeholt und bestätigte auf meine Frage an alle: „Glaubt Ihr, daß er wiederkommt?" als erster mit „Jawohl!"

„Gut, der Vorfall bleibt unter uns bis morgen." Damit vergatterte ich seine Kameraden und unmittelbaren Vorgesetzten. —

Am nächsten Tag beim Antreten war der Flüchtige noch nicht wieder da. Ich mußte Tatbericht einreichen, — und füllte das Formular aus. Dann verschloß ich die Meldung in meinem Schreibtisch. Wenn der Mann aufgegriffen wird, kommt er vors Kriegsgericht, und ich ziehe mit, weil ich die unerlaubte Entfernung von der Truppe nicht sofort gemeldet hatte.

Am Abend ging ich wieder auf die Stube. Die Männer saßen bedrückt herum und griffen zögernd zu den Zigaretten, die ich auf den Tisch gestellt hatte. Wieder fragte ich seine Kameraden: „Könnt Ihr Euch das erklären? Hättet Ihr das geglaubt?"

„Nein, Herr Hauptmann, bei ihm am allerwenigsten!" war die einhellige Antwort.

Sie wußten nicht, zu welcher Entscheidung sie mir damit halfen, als sie auf die erneute Frage, ob er wiederkäme, fest und ohne Zögern antworteten: „Ganz gewiß, Herr Hauptmann." —

Für den Ausreißer wie für mich war die Lage unerträglich geworden, als mir Dienstag früh gemeldet werden mußte: „Der Deserteur ist noch nicht da."

Ich ging in mein Dienstzimmer und las den Tatbericht, korrigierte mechanisch das Datum bei der Unterschrift und sah, daß ich in den 36 Stunden zwischen der Tat und der von mir unterlassenen Meldung selbst ganz schön hineingeschliddert war.

Dann überprüfte ich, ob sich aus dem Schriftsatz Anhaltspunkte für Beweggründe finden ließen. Heimat: Ostpreußen. Also: Flucht dorthin ausgeschlossen. Verheiratet war er auch seit 2 Jahren.

Ich gab es auf, Detektiv zu spielen.

Beim Mittagessen im Casino wollte ich dem Kommandeur endlich Meldung machen, aber er wurde an den Fernsprecher gerufen und kam nur kurz und bis zur Tür zurück, um sich zu verabschieden. Der Adjudant meinte, er sei sofort zum Stadtkommandanten befohlen. Seinem Bereich unterstand der Heeresstreifendienst in Berlin. In der Unruhe des schlechten Gewissens argwöhnte ich, daß man meinen Pionier aufgegriffen hätte.

Apathisch setzte ich mich als Kiebitz neben eine Skatrunde. —

Da rief mich eine Ordonnanz an den Fernsprecher. Mein guter Spieß meldete mir strahlend: „Herr Hauptmann, unser Ausreißer ist wieder da!"

Ich konnte nur sagen: „Ich bin in einer halben Stunde drüben. Schauen Sie zu, daß er inzwischen noch etwas zu essen bekommt; dann soll er sich für die Meldung bei mir bereit halten. Sorgen Sie dafür, daß er bis dahin mit niemandem spricht, auch nicht mit seinen Kameraden auf der Stube." —

Die Vernehmung in meinem Dienstzimmer erfolgte unter vier Augen. Auf dem Weg vom Casino hatte ich mir vorgenommen, ihn erst einmal moralisch fertig zu machen. Wie er nun vor mir stand, waren alle Vorsätze verflogen. Der Mann erschien frei und glücklich. Ihn drückte kein Gefühl der Pflichtverletzung.

„Mensch, sind Sie denn wahnsinnig?" fuhr ich ihn im nächsten Augenblick an.

Als er immer noch nicht antwortete, wurde ich schärfer: „Was haben Sie sich denn dabei gedacht?"

„Nichts, Herr Hauptmann."

Damit war er erst einmal wieder am Ende. „Mensch, so reden Sie doch", weckte ich ihn aus seiner Träumerei.

Er schaute mich immer noch glücklich an und begann: „Wir liegen im Fenster unserer Stube und schauen auf die Rathenower Straße hinunter. Ein langer Flüchtlingstreck kommt von der Kruppstraße herauf. Und auf einem Wagen" — bei diesen Worten schüttelte den Mann ein furchtbarer Weinkrampf — „sitzt meine Frau mit dem halbjährigen Kind. Seit Oktober hatte ich keine Nachricht von ihnen."

Mehr war fürs erste nicht aus ihm herauszubringen. Allmählich nur beruhigte er sich. —

Dann erfuhr ich, daß er den Elendszug bis auf die Höhe des Kriminalgerichts innerhalb der Kasernenmauer begleitet hatte. In der Ecke war eine Schießscharte für ein

Pakgeschütz neu herausgebrochen und bei der Sprengung so groß geraten, daß ein Mann hindurch konnte. Er zwängte sich ins Freie und saß im nächsten Augenblick bei Frau und Kind auf dem Planwagen. So kam der Treck bis Teltow. Als von dort der Zug nach zwei Nächten weiter nach Süden zog, kehrte er, ohne daß ihn eine Heeresstreife erwischte, zurück. —

Ich schickte den Mann auf seine Stube. Dann holte ich den Tatbericht aus dem Schreibtisch, zerriß ihn und verbrannte die Fetzen im Aschenbecher.

ARNSTADT

Beim Näherrücken der Fronten wurde im Wachregiment beschlossen, die Bildergalerie unserer Ritterkreuzträger und Kommandeure, die das Casino schmückte, aufzulösen. Soweit die Angehörigen erreichbar waren, sollten die Gemälde in deren privaten Besitz übergehen und durch Offiziere persönlich überbracht werden. Verstreut könnte vielleicht manches Bild die Katastrophe überstehen und davor bewahrt werden, bei der Siegesfeier einer trunkenen Soldateska als Zielscheibe zu dienen. Diese Bewahrung glaubten wir, unseren an der Front kämpfenden oder gar gefallenen Kameraden schuldig zu sein.

*

Das Schicksal unseres früheren Kommandeurs K. G. war ungewiß. Die letzten Meldungen lauteten, er sei beim Versuch, die unterbrochene Verbindung seiner Panzerbrigade mit dem anschließenden Verband wieder herzustellen, an der Spitze der Aufklärungsabteilung in Feindeshand gefallen.

Die Aufgabe, sein Bild der Gattin zu überbringen, fiel auf mich. Es hieß, sie wohne in Arnstadt in Thüringen. So war höchste Eile geboten, denn wir zählten bereits

Frühlingsanfang 1945, und der Wehrmachtsbericht meldete bedrohliches Vordringen des Feindes auf den Harz.

Außer dem Namen der mitteldeutschen Stadt wußte ich weder Straße noch Haus; bekannt war nur die Tatsache, daß Frau G. — sie hatte ihren ersten Mann zu Beginn des Krieges als Oberst verloren — nach ihrer Kriegstrauung im Sommer 1944 zu ihren Eltern nach Arnstadt gezogen sei.

*

Nach einer Nacht bei der eigenen, in Ost-Thüringen evakuierten Familie fuhr ich über Erfurt zum Ziel. Das Glück begann schon am frühen Morgen. Trotz der Feindeinflüge kam ich kurz vor Mittag fahrplanmäßig an. Würde ich in den drei Stunden Aufenthalt die Frau finden?

Der Weg zum Rathaus, darin ich das Einwohnermeldeamt vermutete, führt an der backsteingotischen Bonifatiuskirche vorbei. Hier hat doch Joh. Seb. Bach als Jüngling von 18 Jahren seine erste Stelle als Organist und Kantor gefunden, erinnerte ich mich und umschritt das Gotteshaus. Richtig, — eine Bronzetafel am Chor hielt diese für die Stadt wie die deutsche Musik bemerkenswerte Tatsache fest. Der Voralarm einer neuen Luftwarnung — wie oft war er unterwegs schon ertönt — zeigte mir nur die Nähe der Front an, störte mich aber keineswegs in diesem Augenblick der Versenkung in die Geschichte. Hier also hatte Bach seine ersten unverständigen Ratsherren gefunden, die ihn dann bis nach Leipzig nicht mehr verließen, jenes seltsame Gemisch aus Bürgerstolz und geistiger Beschränktheit, das sein Dasein im gleichen Maße ermöglichte wie auch erschwerte.

Ich träumte dem Schicksal des großen Spielmanns Gottes nach, spürte das sorgsam verpackte Bild meines alten Kommandeurs nicht mehr unter meinem rechten Arm und vergaß Zeit und Not. Alle Gegenwart um mich war versunken, als mich eine Stimme weckte: „Bringen Sie mir das Bild meines Mannes?“

Vor mir stand eine große, schöne Frau, ein Kind an der Hand — und eines unter dem Herzen.

„Ja, gnädige Frau“, war meine Antwort.

Ich hatte sie bis dahin weder gesehen, noch kannte ich ein Bild von ihr. Und mein alter Kommandeur hatte in den wenigen Tagen, bevor er wieder zur Front ging, wohl anderes seiner Frau zu berichten, als ausgerechnet von mir, damals einem Leutnant unter vielen. Woher kam ihre sichere Frage an mich, den ihr fremden Hauptmann?

Wir gingen zu der so unvermutet rasch gefundenen Wohnung. Ihre greisen Eltern bedrängten mich bewegt nach Einzelheiten über das Schicksal ihres zweiten Schwiegersohnes. Auf die Frage, ob noch Hoffnung auf sein Leben sei, sagte ich „Ja“, — und wußte im nächsten Augenblick, als ich sein Bild nun enthüllt auf den Tisch neben das Portrait des gefallenen ersten Mannes stellte, daß die Tochter zum zweiten Mal einen Gatten und Vater ihrer Kinder beweinen würde.

*

Nach zwei Stunden brachte sie mich den Weg zurück zur Bahn. Als wir wieder an der Bachkirche vorbeikamen, fragte ich: „Wie konnten Sie denn wissen, daß ein Ihnen unbekannter Offizier ausgerechnet das Bild Ihres Mannes unter dem Arm trüge und es Ihnen bringen wolle?“ Sie lachte, wohl zum ersten Mal in diesen Stunden, und sagte: „Auf dem Mantel las ich den

Ärmelstreifen ‚Großdeutschland'. In diesem Augenblick hörte ich die Stimme meines Mannes, die dann immer einen warmen und tiefen Klang bekam, wenn er von seinen Kameraden sprach."

*

Mit seinem Dank in der Erinnerung fuhr ich noch einmal zu meiner Familie. —

Schon oft hatten wir in den Jahren des Krieges Abschied voneinander nehmen müssen, aber kein Weg war meiner Frau und mir bis dahin wohl so schwer gefallen, wie der Gang zum Arbeiter-Frühzug durch das nebeltrübe Dorf am nächsten Morgen. Und doch hüllte er uns gnädig in eine Einsamkeit allen anderen Menschen gegenüber, die zum Bahnhof hasteten.

Erst als die Lokomotive anruckte, stieß meine Frau unter der Last sowohl des Abschieds wie der täglich zu erwartenden Geburt hervor: „Laß mich nicht allein." Ich sagte „Nein" und blieb doch wie angenagelt auf der letzten Plattform des Zuges stehen, der mich in die Dunkelheit entführte. —

Die tiefste Notwendigkeit, warum ich sie allein lassen mußte, wurde mir erst viel später klar. Damals folgte ich einfach meiner soldatischen Pflicht, die mich nach Berlin zurückrief.

Als ich — Monate später und nach einem Sommer der Gefangenschaft — endlich erfuhr, daß sie in der Stunde zwischen dem Abzug der deutschen Truppen und dem Angriff der Amerikaner ihr Kind zur Welt gebracht hatte, da wußte ich: der Soldat hat keinen Platz mehr im Niemandsland. Es sind allein die Mütter, die in der großen Pause zwischen Krieg und Frieden den Tod besiegen und ihm das neue Leben abringen.

UNTERNEHMEN CLAUSEWITZ

Nach der täglichen Konferenz mit seinen näheren Mitarbeitern bat Goebbels am 12. April 1945 mich als seinen Verbindungsoffizier zum Wachregiment, noch einen Augenblick zu bleiben. Als wir allein waren, fragte er, wie ich zu meinem alten Divisionskommandeur und jetzigen Befehlshaber im Wehrkreis II., Pommern, General Hoernlein, stünde. Auf meine Antwort, daß ich wie jeder Angehörige seines einstigen Verbandes so lange zu dem Mann hielte, bis uns das Gegenteil seiner Anständigkeit schwarz auf weiß bewiesen werde, sagte er: „Gut! Sie scheinen mir der geeignete Mann zu sein. Sie haben das Vertrauen Ihres alten Kommandeurs, Sie haben auch meines. Der Gauleiter von Pommern verlangt ein Kriegsgerichtsverfahren gegen den Befehlshaber seines Wehrkreises wegen vorzeitiger und ungerechtfertigter Räumung Stettins. Bormann verlangt eine exemplarische Bestrafung. Auch ich will ein rasches, aber ordentliches Verfahren. Ich werde General Burgdorff vorschlagen, daß Sie die ohnehin unbesetzte Stellung des 1. N.S.F.O. im Wehrkreis übernehmen. Dann haben Sie Gelegenheit, ohne viel Aufhebens schnell und doch gründlich die Ermittlungen durchzuführen."

Am übernächsten Morgen schon saß ich im Zug nach Güstrow, wohin das stellvertretende Generalkommando befehlsgemäß verlegt hatte. Im Zwiespalt meiner Gefühle wurde ich hin- und hergerissen. Meine Kameraden im Wachregiment würden in mir vielleicht den Deserteur sehen, der im Augenblick, als der Iwan die Oder überschritt, sie allein ließ. Ich selbst konnte mich rein formal an den Befehl halten, der mich nach Mecklenburg beorderte. Es war mir klar: wenn mein alter General gerettet werden könnte, dann wäre ich ihm der beste Nothelfer.

Als ich mich mit diesem Gedanken immer noch nicht beruhigen wollte, tröstete ich mich mit der Hoffnung, das Ergebnis meiner Ermittlungen vielleicht selbst wieder nach Berlin bringen und dort die Sache persönlich vertreten zu müssen.

*

Das Generalkommando des stellvertretenden II. Armeekorps, Stettin, war in Güstrow auf seiner Absetzbewegung in einer Kaserne untergekommen. Beim Chef des Stabes, Oberst i. G. St., meldete ich mich als der neue Gruppenleiter. Der schaute mich verwundert an. Ein Offizier im Dienstrang eines Hauptmanns sollte die Dienststellung eines Obersten einnehmen? Sein nächster Untergebener wäre ein Major, hier in Güstrow wie auch in Neustrelitz. Der Vorgänger aber war Oberstleutnant gewesen.

Es versammelten sich im Vorzimmer des Generals verschiedene Offiziere, jeder ranghöher als ich, zur Meldung. So stand ich am linken Flügel, als der General rechts oben begann. Als er zum Schluß mich bemerkte, fiel alle Förmlichkeit von ihm ab, und, wie an der Front, wo er auch alle seine Soldaten duzte, sagte er: „Mensch, Doktor, was willst denn Du hier?"

Ich war, als ich die neugierigen Blicke der anderen und höheren Offiziere auf uns gerichtet fühlte, betont militärisch: „Bitte Herrn General melden zu dürfen, daß ich mit Wirkung vom 12. April als 1. N.S.F.O. zum Wehrkreis II versetzt bin."
Der alte Haudegen wandte sich zu der Versammlung: „Meine Herren, wir sehen uns in einer Stunde beim Mittagessen im Casino." Damit waren sie entlassen. Mich aber hakte er unter und sagte, während er mich in sein Zimmer führte: „Na, dann erst mal einen Cognac."
Ohne Argwohn saßen wir einander gegenüber. Wie sollte ich da die peinliche Mission erklären? Hier half nur völlige Offenheit. „Herr General, mein erster Auftrag lautet: Ermittlung zur Anzeige des Gauleiters gegen Sie, daß Stettin unter Ihrem Befehl voreilig und zu Unrecht aufgegeben wurde."
Der General schaute mich tief an. „Du kennst mich doch. War ich jemals feige?" Und schon strahlten seine hellen Augen wieder den alten Optimismus, mit dem er einst seine Division beflügelte. „Doktor, prima, daß Du den Fall zu klären hast. Da brauche ich nichts zu sagen. Mein I a wird Dir an Hand der Lagekarte heute nachmittag alles nachweisen."
Es wird nie herauskommen, welcher Stein schwerer wog, der in jenem Augenblick von seinem oder meinem Herzen fiel.

*

Der Major, der mit Präzision und Gelassenheit des Generalstäblers am Nachmittag die Unterlagen erläuterte, hatte keine große Mühe, mich von der Notwendigkeit der militärischen Maßnahmen zu überzeugen.

*

Mit diesen Informationen versehen, machte ich mich auf, die Ansichten der Gegenseite zu ermitteln und die

Gründe zu erfahren, die zur Anzeige geführt hatten. Ich fuhr zwei Tage durch den Rest-Gau, bis Wolgast, Anklam und Stralsund, aber der Gauleiter war nicht aufzufinden. Keine Dienststelle konnte mir Hinweise auf seinen Aufenthalt geben.
In Greifswald drohte ich, in der Wehmut alter Erinnerungen zu ertrinken. Hier hatte ich promoviert, hierhin hatten wir geheiratet, unser erstes Kind war hier geboren. Hier fühlte ich mich von der Liebe und Anerkennung der Studenten emporgetragen, und hier erlebte ich den Zusammenbruch meiner wissenschaftlichen Hoffnungen und Pläne. Schloß sich für mich hier ein Kreis?

*

Am 23. April 1945 waren eine Artillerieabteilung der Armee Wenck und mein Wagen die wenigen Fahrzeuge, die bei Nauen auf der Heerstraße stadteinwärts fuhren. Uns entgegen aber wälzte sich ein ungeheuerer Flüchtlingsstrom aus Berlin.
Die Kasernen in Moabit waren ausgestorben. Auf dem Hof vor dem Stabsgebäude wurden Akten und Wehrpässe verbrannt.
Der Regimentsgefechtsstand sei im Marstall am Schloß, die Kameraden in schweren Kämpfen mit dem Feind, der überraschend in der Nacht bis zum Alex durchgebrochen war, nun aber wieder vom Wachregiment bis auf den Ring der S-Bahn bei Weißensee zurückgedrängt werden konnte, wurde mir gemeldet.
Was sollte ich in diesem Inferno mit meinem Ermittlungsbericht? Der Querstand von altem Befehl und neuer Lage war geradezu grotesk. Und doch kann der Soldat nicht einfach von sich aus von einem Befehl in den anderen umsteigen.
So fuhr ich zur Reichskanzlei. Der Weg führt an den Minister-Villen in der Hermann-Göring-Straße vorbei.

Beim Haus Nummer 20 ließ ich halten. Das sonst verschlossene und von Polizei bewachte Tor stand offen. Ich ging durch die Dienstwohnung von Goebbels. Alles leer, eine Luftmine hatte das Gebäude durchpustet. Nur der gute und treue Amtmann M. war noch da und erzählte mir: „Vorgestern war letzte Ministerkonferenz. Der ‚Doktor'" — so nannte er wie die meisten Angehörigen des Ministeriums seinen Chef — „muß da Fraktur geredet haben. Die meisten Abteilungsleiter und Herren Direktoren sind seit gestern abgehauen, Schultz-Drahtzig und einige andere haben sich erschossen. Der Doktor ist mitsamt seiner Familie im Bunker der Reichskanzlei."

Das wollte ich wissen. Also weiter zur Voß-Straße. Durch Trümmer war ein Weg zum Hof geebnet. Dort führte neben dem eigentlichen Eingang durch den Aufzug eine kleine Treppe zum Bunker.

Goebbels war nicht wenig erstaunt, als ich mich mit der Erledigung des Auftrages von vor 10 Tagen meldete: „Die Unterlagen für die Richtigkeit der Maßnahmen der militärischen Führung habe ich bei mir. Die Gründe für die Anzeige des Gauleiters konnte ich nicht erfahren, denn ich fand ihn trotz meiner mehrtägigen Suche bis nach Rügen nicht."

„Was hat das alles noch für einen Sinn?" begegneten sich wohl unsere Gedanken, und ich wollte die Unterredung beenden: „Ich habe meinen Auftrag erfüllt und darf wohl zurück zu meinen Kameraden vom Wachregiment?"

Wir verstanden jeder etwas anderes, als er sagte: „Ich begreife Ihren Wunsch. Aber um 12 Uhr brauche ich Sie wieder."

*

Den Befehlsstand des Wachregiments fand ich im Keller des Marstalls. Der Kommandeur war erstaunt, als

ich mich zurückmeldete. Er hatte hinter meinem Auftrag nach Güstrow ein Manöver geargwohnt, das mich aus Berlin bringen sollte, bevor es eingeschlossen wurde. Jetzt wußte er mit dem bereits abgeschriebenen Hauptmann nichts Rechtes anzufangen. Was sollte auch noch in dieser Lage die alte Tätigkeit eines Verbindungsoffiziers zwischen Reichsregierung und Einsatztruppe? Der Befehlshaber des stellvertretenden III. A.K. hatte mit dem Näherrücken der Front die Verteidigung Berlins übernommen, und eine eigene Verbindung zur Reichskanzlei war überflüssiger Luxus. Als ich erklärte: „Um 12 Uhr muß ich mich dort wieder melden", lächelte er verlegen.

Und er sollte mit seinen Hintergedanken recht behalten. Denn als ich wieder in der Reichskanzlei war, eröffnete mir Goebbels: „Sie wissen doch von unserem Angebot an die Westmächte, den Kampf an unserer Westfront einzustellen und mit den Anglo-Amerikanern gegen den Bolschewismus zu kämpfen."

Ich sagte: „Wie mir bekannt ist, wurde es im Februar vom Westen abgelehnt."

„Leider", fuhr Goebbels fort. „Die angefügte Begründung aber ist unsere letzte Hoffnung. Es hieß: ‚Nicht, solange Adolf Hitler lebt.'"

Der Minister ließ mir keine Gelegenheit zur Meinung: „Der Führer hat nun beschlossen, in der Reichskanzlei zu sterben. Mein Platz ist in guten wie in bösen Tagen an seiner Seite. Gegen seinen ausdrücklichen Wunsch, daß ich mit meiner Familie Berlin verlasse, bleibe ich bei ihm. Noch bin ich Gauleiter. Und ich verlasse meinen Gau nicht. Es läuft vom Augenblick, wenn die Meldung vom Tod des Führers über den Rundfunk erfolgt ist, noch einmal das Angebot. Der alte Grund zu seiner Ablehnung ist ja dann nicht mehr gegeben. Wenn der Westen in 24 Stunden darauf nicht geantwortet hat,

brauchen Sie auf keine Antwort mehr zu warten. Dann ist der Krieg endgültig verloren, aber nicht nur für uns Deutsche, — und nicht mehr durch uns!"
Er griff zu einer Verschlußmappe mit Befehlen: „Für den Fall, daß der Westen in letzter Stunde und ungestört durch den Führer noch Vernunft annimmt, werden im Raum Lüneburger Heide bis hinauf nach Schleswig-Holstein die dort zusammengedrängten Armeen des Generalfeldmarschalls Busch sich unter westalliierten Befehl stellen, und das ‚Unternehmen Clausewitz' läuft an. Ihnen brauche ich ja kaum zu sagen, daß Clausewitz nicht nur der Autor des Buches ‚Vom Kriege' ist, sondern daß er allein es fertig gebracht hat, den alten Yorck von der Notwendigkeit der Konvention von Tauroggen zu überzeugen. Ich überlasse es Ihnen, auf unsere heutige Situation umzuschalten. Sie werden als 1. N.S.F.O. der zusammengelegten Wehrkreise II und X den Männern das Vorhaben propagandistisch nahe bringen. — Die Schlüsselbefehle dazu sind in dieser Mappe."
Mit diesen Worten übergab er mir den verschlossenen Aktendeckel und einen vom Chef des Heerespersonalamtes unterschriebenen Befehl, der mich in den neuen Funktionen im angegebenen Bereich auswies; darin war verfügt, daß meinen Anordnungen im Zusammenhang mit den Befehlen der militärischen Führung unbedingt Folge zu leisten sei.
Ganz im Gegensatz zu seiner Gewohnheit begleitete der gehbehinderte Mann mich nach oben. Ich spürte, wie in ihm noch etwas herausdrängte, als er mir in der Eingangshalle die Hand zum Abschied gab. Das Maskenhafte und die abweisende Kälte waren aus seinem Gesicht verschwunden, als er sagte: „Bewahren Sie mich nicht als den kalten Rechner und nüchternen Rationalisten in Ihrer Erinnerung. Sie haben mich schon einmal

vor $^3/_4$ Jahren für einen Augenblick entsetzt und vielleicht fassungslos gesehen. Ich brauche Sie nicht daran zu erinnern. Ich bin nicht der reine Verstandesmensch, den alle in mir sehen.“ Und als er meine Hand ergriff, brach es aus ihm heraus: „Man mag es mir als grenzenlose Hybris ankreiden, — aber ich glaube, wir stehen hier auf dem Golgatha des 20. Jahrhunderts.“
Er ließ meine Hand los und versuchte im nächsten Augenblick wieder der beherrschte, ja abweisende Minister zu sein: „Nach den letzten Meldungen wird es dem Feind frühestens heut nacht gelingen, uns einzuschließen. Die Heerstraße ist noch frei. Versuchen Sie, dort durchzukommen. Wenn nicht, kehren Sie um, Sie werden dann von Hanna Reitsch ausgeflogen.“ Damit drehte er sich brüsk auf seinem gesunden Bein herum und humpelte zum Bunkereingang zurück.

*

Als um 15 Uhr mein Wagen in Richtung Nauen über die Heerstraße fuhr, lag sie bereits unter Artilleriebeschuß. Daß ich nicht noch einmal zum Marstall zurückgefahren war, bedrückte mich schwer. Als ich aber am nächsten Tag hörte, daß gegen 18 Uhr der Feind den Ring geschlossen hatte, erkannte ich meine Eile gerechtfertigt.

*

Die Meldung vom Freitod Adolf Hitlers erreichte uns auf unserer Absetzbewegung von Güstrow über Wismar, Grevesmühlen mit Ziel Lübeck. Vor Herrenberg war nicht mehr durchzukommen, und ich bezog mit den mir anvertrauten Offizieren, Soldaten und Wehrmachtsgefolge im Gutshaus von Wedendorf Quartier. Dort ereilte mich die Nachricht, deren Schicksalsträchtigkeit und mögliche Folgen ich allein zu ermessen vermochte, gleichzeitig aber für mich bewahren mußte.

Ich hielt es nicht länger im Herrensitz aus und bat den einzigen Leutnant, mit dem ich seit der ersten Begegnung in Güstrow Freundschaft geschlossen hatte, mich ins Freie zu begleiten.

Der abnehmende Mond war eben erst aufgegangen und verriet die späte Stunde. Wir wissen wohl beide nicht mehr, wie lange wir über die weiten Felder gingen. Mir kam es darauf an, die nächsten 24 Stunden wach zu bleiben.

Aber die Zeit verrann, — und keine Antwort kam. Keine Reaktion ließ darauf schließen, daß sie zu erwarten sei.

Am nächsten Abend versammelte ich die Soldaten zu einer kurzen Ansprache vor der Veranda im Gutshof. Ich erinnerte an den Opfertod, der nur selten in der Geschichte angenommen wird: Sokrates, Christus, Armin, Barbarossa, Zwingli und Scharnhorst. Dann ließ ich ein Feuer anzünden, sagte, der Krieg sei verloren, es gelte jetzt nur noch, fürs erste einmal biologisch zu überstehen. Widerstand und Opfer seien sinnlos in einer Zeit, die aufgehört habe, ihre Zeichen und Mahnungen zu begreifen. Zum Schluß forderte ich die Männer auf, Geheimbefehle und Dokumente ins Feuer zu werfen, und übergab als erster die Schlüsselbefehle zum „Unternehmen Clausewitz“ den Flammen. Niemand ahnte, welche Hoffnungen damit verbrannten.

*

Am folgenden Morgen zogen wir geschlossen in englische Kriegsgefangenschaft. Im Gefangenenlager Lauenburg/Elbe entdeckte ich in meinem Mantelaufschlag den Befehl und die Anweisung an alle Dienststellen, worin mir die vom Chef des Heerespersonalamtes erteilten Vollmachten für das „Unternehmen

Clausewitz“ bestätigt waren. Wochen nach der Kapitulation verbrannte ich die Verfügung.

Ebenso lange hatten die Stäbe der Westalliierten gezögert, die beiden Armeen Busch und Manteuffel in Schleswig-Holstein und im Raum der Lüneburger Heide aufzulösen, die sie bis dahin zu unserer großen Überraschung zwar entwaffnet, aber in Gliederung, Führung und Disziplin intakt und somit jederzeit wieder einsatzfähig gelassen hatten.

GEFANGENSCHAFT

Nun waren wir in den Gefühlsdämmer der Gefangenschaft gefallen und empfanden den Sturz um so schmerzlicher, als er uns aus höchster, hellwacher Spannung und Hoffnung in lähmende Tatenlosigkeit stieß. Wenige Augenblicke nur erinnerten noch an die Bereitschaft, die vor Stunden und Tagen unsere Herzen beseelt hatte.

Das mir anvertraute Häuflein Soldaten war auf dem Anhänger einer großen Zugmaschine und einem Lkw unterzubringen. Das Wehrmachtsgefolge hatte ich mit den restlichen Fahrzeugen in Wedendorf zurücklassen müssen.

Der Führer der englischen Panzerspitze nahm die Handfeuerwaffen ab und benannte uns Rehna als Sammellager. Er machte mich für die Überführung meiner Gruppe dorthin verantwortlich.

Ein Blick auf die Karte genügte: Ratzeburg und Rehna lagen ostwärts der Demarkationslinie, die ich unbedingt hinter mich bringen mußte. Ich dachte also gar nicht daran, das befohlene Ziel anzulaufen.

Vor Ratzeburg stießen wir auf die Masse einer englischen Division, die vollmotorisiert quer zu uns in

Hauptrichtung Lübeck zog, aber im Augenblick, da wir zur Straßengabelung kamen, eine Abteilung ostwärts auf uns zu ausfächern wollte. So entstand eine heillose Stauung. Der Tommy, der als Feldgendarm den Verkehr am Wegkreuz regeln sollte, war völlig machtlos. Er hatte stur jeden Verkehr in Ost-West-Richtung gestoppt und dabei übersehen, daß die Straße nach Osten damit blockiert wurde, auf der unsere in Viererkolonne aufgefahrenen Fahrzeuge nun nicht mehr abfließen konnten. Ich sprang von meinem eingekeilten Wagen, brachte das Ganze wieder in Fluß, als sei ich im Zivilberuf Verkehrsschutzmann auf dem Stachus in München gewesen. Ich gedachte aber, dieses Amt nur so lange auszuüben, bis die eigenen Wagen auf meiner Höhe angelangt waren. In diesem Augenblick sprang ich auf und ließ dem Tommy, der bis dahin froh über meinen Beistand gewesen war, keine Zeit für ein Wort des Dankes oder des Staunens über meine Frechheit. Mir war die Hauptsache, daß meine Kolonne auf die Westseite des Straßenkreuzes gelangt war.

*

Endlich erreichten wir auf der Höhe von Büchen den Elbe-Trave-Kanal. Aber die Brücke war gesprengt. Ein quer zur Strömung versenkter Schleppkahn diente als Laufsteg, die Uferstrecken wurden von Brettern gebildet, die man wie ein Seiltänzer überschreiten mußte. Die beiden Koffer mit zweiter Montur, Ersatzstiefeln und Schuhen, Wäsche, Decken sowie Marschverpflegung erwiesen sich als schlechte Balanciergewichte und mußten am Ostufer auf den Fahrzeugen zurückbleiben. Nur die Aktentasche mit Manuskripten, Kulturbeutel und Bildern von Frau und Kindern erreichte mit mir das rettende Ufer.

Als wir uns auf der anderen Fluß-Seite noch einmal umsahen, hatte das Land einen Haufen „displaced persons“ ausgespien — wer weiß, in welchem Hinterhalt sie gelauert hatten —, die sich über unser Gepäck hermachten und bereits im schönsten Handgemenge um die Beute begriffen waren.

Ein englischer Gefreiter empfing uns mit der Frage: „Uhren?“ und tastete auch schon den ersten Kameraden ab. Als ich sah, wie die beiden Uhren meines Freundes in der strotzenden Tasche des Tommy verschwanden, kratzte ich mein Schul-Englisch zusammen: „You see, I am a German officer. You know the right of war; interrogation only in presence of a British officer.“ Verduzt nahm der Angehörige des „people“-Standes „of his majesty‘s army“ seine Knochen zusammen und ging weiter. Meine Dienst-Uhr besitze ich noch heute, — und sie geht, wie am ersten Tage, auf die Sekunde genau. Sie hat wohl den unerlaubten Zugriff überhaupt nicht bemerkt.

*

Das Camp bei Lauenburg an der Elbe umfaßte 12 000 Gefangene. Nach einer bitterkalten Nacht im Freien vor dem Eingang von Luftschutzbunkern ging ich das Gelände ab. Da lagen frisch Amputierte, Verwundete und Fieberkranke.

Welche Freude, als ich auch Angehörige meines Divisionsverbandes traf, unter ihnen den Pionier-Feldwebel L. Mein Plan war gefaßt. Obwohl ich ja keine Kommandogewalt mehr hatte, ließ ich die Verwundeten auf dem einzigen von Bäumen beschatteten Platz zusammentragen, während ich den englischen Lagerarzt suchen ging. Nach einer halben Stunde bereits stand ich vor einem britischen Oberleutnant, der zugleich Arzt war.

Mit Hinweis auf meine eigenen, nicht alltäglichen Verwundungen appellierte ich an seinen hippokratischen Eid und fragte, ob er es als Mediziner verantworten könne, wenn Soldaten, die in den letzten Tagen noch verwundet worden seien, unter freiem Himmel kampieren müßten. Und dieser echte Gentleman ging auf meine Beschwerde ein, als er mir seine Ohnmacht eingestand. Ein Oberstabsarzt — in Wirklichkeit war er Veterinär — hatte bereits die gleichen Bedenken vorgebracht. Der Engländer wiederholte, ihm sei die Lage über den Kopf gewachsen. „Helfen Sie mir, machen Sie Vorschläge" — war seine Bitte und sein heimliches Zugeständnis.
Auf dieses „Entgegenkommen" hatte ich nur gewartet. Ich wies auf das große, leerstehende Fabrikgebäude hin und schlug vor, dort ein Notlazarett einzurichten. Pioniere hätte ich zur Hand.
Noch am gleichen Abend schliefen 120 Pioniere und 300 Verwundete unter einem Dach. Ich hatte den kleinen Finger meines einstigen Gegners, über den ich bald die ganze Hand zu fassen hoffte. Eine Vollmacht gab uns die Möglichkeit, ein Sägewerk zu beschlagnahmen, — und nach 8 Tagen lagen alle Verwundeten und Kranken in Behelfsbetten.
Ein Glückszufall hatte am zweiten Morgen uns noch ein vollständiges Kriegslazarett zugeführt, das pferdebespannt auf seinem langen Rückmarsch von der Mittelfront in Rußland bis zur Elbe gelangt war. Im Direktionsgebäude der Zündholzfabrik wurden nun ein Operationssaal und eine chirurgische Station eingerichtet, im Hof ein Duschraum für jeweils 30 Personen angelegt. Ja, meine Pioniere! Die in 2,50 m Höhe gezogenen Wasserrohre wurden in Abständen von 1½ Metern angebohrt, darunter Konservenbüchsen mit durchsiebtem Boden gehängt, — und die Badeanlage war fertig. Wir

haben der Belegschaft des Camps auf diese Weise zweimal wöchentlich zu einem Brausebad verholfen.
Abort-Anlagen mit 4 m tiefem Fallklosett lösten die alten „Donnerbalken“ ab. Die Deckel wurden so konstruiert, daß sie automatisch die nicht benutzten Sitze schlossen. So vermieden wir, daß sich Schmeißfliegen in Schwärmen sammelten.

*

Nachdem ich mit diesen Leistungen meiner Männer den kleinen Finger meiner neuen Herren fest gefaßt hatte, ging ich zum Angriff auf die ganze Hand über. In den ersten Tagen kamen wir um 22 Uhr zum Mittagessen. Zum Glück hatte jeder Landser noch Marschverpflegung aus eigenen Beständen. Aber allmählich ging sie zu Ende.
Ob.-Ltn. M., der prächtige Arzt und englische Lagerkommandant, sah, wie meine Männer sich abrackerten. Ob er wohl glaube, daß diese Schwerarbeit mit 1 l Suppe, 5 Keksen und $^1/_2$ Dose Corned beef pro Mann und Tag durchgehalten werden könne? Sein „Nein“ öffnete mir seine Hand.
Mein Angriff zur Aufbesserung des Verpflegungssatzes endete bei der stereotypen Gegenfrage unseres Gebieters: „Welchen Vorschlag haben Sie?“ ‚Nur die Lumpe sind bescheiden‘ besann ich mich auf Goethe, und so schlug ich vor, unsere Feldküchen wieder in Betrieb nehmen zu dürfen. „Ja, aber ich kann Ihnen keine zusätzliche Verpflegung liefern.“ Das solle er meine Sorge sein lassen, nahm ich ihm seine Bedenken ab. Er lächelte sein ‚well‘, — und am übernächsten Tag bereits lieferten unsere Goulaschkanonen eine zusätzliche warme Abendmahlzeit.
Woher — wieso?
Man verlangte von mir die Bereitstellung eines Schlächterzuges zum Dienst bei der Verpflegungsstelle der eng-

lischen Division unseres Bereiches. Der Einfachheit halber wurde die Metzgerei im Gelände unserer Fabrik, wenn auch abgesondert von uns, eingerichtet; aber die Männer schliefen nachts im Lager. Kein Tommy hat beanstandet (ob er es gemerkt hat, will ich nicht untersuchen), daß die dort verarbeiteten Rinder keine Köpfe mehr hatten und stets nur mit Untergewicht abgerechnet wurden. Der Pferdebestand unseres Lazarettes nahm auch stetig ab, — aber wir wurden satt.
Eine weitere Gruppe von uns arbeitete im englischen Verpflegungsdepot. Die Stärkemeldungen des Zugangs frisierte unser deutscher Zahlmeister.

*

Schon als Rekrut hatte ich es als bedrückend empfunden, daß der Soldat keinen Augenblick für sich allein ist. Und gerade dieses dauernde Beisammensein schreit nach Stunden des „All-Ein-Seins", des Einsseins mit dem All, die der Mensch umso mehr braucht, je stärker er sich dem Geist und der Kultur verpflichtet fühlt.
So hatte ich mir für meine Tagesarbeit am Rande des Fabrikgeländes einen vier Meter im Quadrat großen Hühnerstall reserviert, zu dem nur der Lagerspieß und Meldegänger Zutritt hatten. Ein Kompanie-Chef, der in die Arbeiten seiner Schreibstube und Unterführer dreinredet, wäre besser selbst Feldwebel geblieben. Ich hatte allen Männern ihre Bereiche mit Funktionen zugewiesen, — aber dann mußte das Ganze in deren Verantwortlichkeiten laufen, die ich von meinem „Gefechtsstand" aus in aller Ruhe und Besinnlichkeit betrachtete und auch fortan auf diese Weise zu lenken hoffte.
Im Bewußtsein, alles notgerecht geordnet zu haben, ging ich eines Abends durch die Lagerstraße. An ihren Rändern verglühten gerade die letzten Feuer, auf denen die ganz Unersättlichen ihre Privatkartoffeln — der Teufel

weiß, wo und wie sie dazu gelangt waren — gekocht hatten.
Schon seit einiger Zeit hatte ich einen Soldaten beobachtet, wie er in den einzelnen Aschenresten herumstocherte und von Zeit zu Zeit etwas heraus fischte; seinen Fund barg er dann hocherfreut in einer Konservenbüchse. Weder sein Tun, noch die Beute, auf die er ausging, waren mir erklärlich.
„Was suchen Sie denn in der Asche?“ Aus einem grauen Kopf schauten mich große, gute Augen an: „Holzkohlenreste, Herr Hauptmann“.
„Sie scheinen mir aber kein berufsmäßiger Köhler zu sein.“
„Nein, im Frieden bin ich Bildhauer. Ich suche mir Holzkohle aus der Asche. Das graue Packpapier für die Zündholzschachteln liegt rollenweise im Lagerschuppen, nun brauche ich nur noch Zeichenstifte; da kam ich auf den Gedanken, mir Holzkohle zu besorgen.“
Im nächsten Augenblick war alle Not vergessen, und er erklärte mir, nun ganz in sein Material verliebter Künstler, wie weich und tonig gerade auf grau die Kohle wirke. Voll Stolz zeigte er mir seine Beute: „Zwei Büchsen voll habe ich schon gesammelt. Morgen will ich mit der Arbeit beginnen.“
Auf meine Frage, ob ihn das emsige und laute Treiben der Kameraden nicht störe, meinte er: „Daheim wäre ich wohl bei der kleinsten Ablenkung nervös geworden, aber jetzt und hier bin ich ja so froh, daß ich überhaupt wieder zeichnen kann; da wird mich die Freude taub machen und vor jedem Lärm schützen.“
Vor dieser Schaffenslust konnte ich das Geheimnis meines einsamen Gefechtsstandes nicht mehr für mich bewahren, und ich lud ihn ein, meinen ohnehin von seinen Vorbewohnern entvölkerten Hühnerstall auf seine Verwendbarkeit als Atelier zu prüfen.

Am nächsten Morgen erlebte ich, wie ein Künstler eins werden muß mit dem Raum, bevor seine Phantasie dann die von ihr beschworenen Gestalten in ihn rufen kann. Ob wohl jemals ein Atelier vor dem Arbeitsbeginn mit größerer Dankbarkeit und Freude geweiht worden ist als der Hühnerstall in Lauenburg an der Elbe?

Nach wenigen Wochen konnten wir die erste Kollektivausstellung seiner Zeichnungen bestaunen, und auch der letzte Landser gönnte fortan dem Künstler seine schöpferische Einsamkeit neidlos und in jener Verehrung, zu der nur Menschen fähig sind, die nun spüren, wie der schlichte Kamerad plötzlich aus dem „Du“ des Nebeneinander aufsteigt in die Begnadung seiner Kunst.

Als wir nach anderthalb Monaten aus der Fabrik auszogen und das weite Depotgelände in Büchen uns zugewiesen wurde, konnte ich meinem Bildhauer einen großen Schuppen und ihn darin seiner notwendigen völligen schöpferischen Einsamkeit überlassen. Vom englischen Kommandanten erwirkte ich einen Passierschein, der ihm erlaubte, seine Landschafts- und Pferdestudien auch nach Belieben außerhalb des Lagers zu treiben. So war ihm selbst in der Gefangenschaft die Illusion der Freiheit wiedergegeben, und die schöpferische Freiheit als Beginn aller Kunst blieb ihm auf diese Weise auch hinter dem Stacheldraht gewahrt.

*

An meinem Geburtstag hatten meine Männer mir das „Stabsquartier“ mit Flieder ausgeschlagen und mich mit einem Ständchen geweckt. Beides war doppelt bemerkenswert; was die Zeit anging, hatten wir uns vor genau einer Woche erst in dieser Notgemeinschaft zusammengefunden, und räumlich kannte ich meine Unterkunft, die nicht verwechselt werden darf mit meinem

„Befehlsstand“ im Hühnerstall“, kaum wieder, als ich aufwachte. Ich mußte gut geschlafen haben, daß ich von der Ausschmückung nichts gemerkt hatte.
Die weiten und hellen Fabrikhallen waren den Kranken vorbehalten, im Verwaltungsgebäude lagen die Ärzte, die Behandlungs- und Operationsräume. Der einzige größere Raum barg die Schreibstube und die Bekleidungskammer, in der wir so manchen Kameraden von der Waffen-SS zu einem Angehörigen des Heeres umkostümierten; im Hintergrund schliefen die Kammerbullen und Schreibstubenhengste.
Da blieb mir und den drei „Herren meines Stabes“ nur ein kleiner Packraum, ab halber Mannshöhe ringsum von Gittern eingefaßt, die einen guten Meter weit vor den Wänden die Regale schützten, auf denen sonst die höchst feuerempfindliche Ware lagerte, die auf diese Weise unter Verschluß gehalten wurde. Auf dem Zementboden hatten wir vier Offiziere unsere Schlafstellen mit Streichhölzern und Zündholzschachteln aufgeschüttet und darüber Decken gebreitet. Schon nach zwei oder drei Nächten waren diese „Holzmatratzen‘ gleichmäßig eingewalzt, sodaß wir warm und splitterfrei schliefen. Ich glaube, jeder meiner Männer hatte ein besseres Quartier als wir Offiziere in der Zündholzfabrik; doch, wie gesagt, am Geburtstag waren alle Gitter mit Flieder ausgeschlagen. Und dies war geschehen, während wir fest in unseren Kojen unter den Regalen geschlafen hatten.
Am frühen Vormittag kam der Lagerkommandant mit einem kleinen Herrn in Zivil in meinen Feierraum und stellte mir seinen Begleiter als den Direktor der Fabrik vor. Zündhölzer sind ja nun seit Ivar Kreuger schwedische Interessensphäre und Domäne zugleich, und so wunderte mich weder der ausländische Name noch die ausgesprochene Höflichkeit, mit der meine Besucher

miteinander verkehrten. Vor zwei Fremden schlägt sich der Neutrale wohl immer auf die Seite des Siegers und begiebt sich in dessen Dienst.
„Captain H.“, wandte sich mein englischer Kommandant an mich, „in der Villa von Herrn Direktor I. steckt im ersten Stockwerk ein Blindgänger aus den letzten Kämpfen um den Elb-Übergang. Befehlen Sie zwei Pionieren, die latente Gefahr zu beseitigen.“
Mir schien der Augenblick gekommen, da ich mit meinem „Vorgesetzten“ von der Gegenseite gleichziehen konnte. „Leutnant M.,“ antwortete ich, „solange die deutsche Wehrmacht intakt war und in eigenen Befehlsbereichen funktionierte, hatte ich die Macht und Befehlsgewalt über Tod und Leben meiner mir unterstellten Männer. Jetzt aber bin ich nur ein Gefangener wie sie alle, und ich kann es vor meinem Gewissen nicht verantworten, jemand zu einem Himmelfahrtskommando zu befehlen. Selbstverständlich muß der Blindgänger raus. Aber Sie werden mir erlauben, daß ich ihn persönlich entferne, zusammen mit einem Offizier, der sich freiwillig bei mir melden muß.“
Und so geschah es dann auch. Leutnant S. und ich wurden eine halbe Stunde später von einem biederen Schotten zum Tatort geleitet.
Wirklich, in der Hauswand steckte im ersten Stock eine 10,5 Granate und schaute mit der äußersten Spitze gerade noch aus der Tapete ins Schlafzimmer hinein.
Es galt, die Zündereinstellung herauszubekommen. Als wir behutsam den Schutt um den Einschlag weggeräumt hatten und mit Hilfe eines im Badezimmer entdeckten Rasierspiegels unsere Arbeit überprüften, lachten wir beide hell auf, wie man es nur nach unvermutet rasch gelöster Spannung vermag: der Zünder war beim Durchschlagen der Mauer abgebrochen, — und die restliche Arbeit erwies sich als das harmloseste Geschäft der

Welt. Ja, wenn man den Ausgang immer schon vorher wüßte!

Wir holten unseren Bewacher, den wir mit dem Hausherrn in den Keller geschickt hatten, aus seinem Schutzraum wieder heraus. Der Schwede war in diesem Augenblick gar nicht mehr der distanzierte Neutrale; er bedankte sich herzlich und fragte, ob er uns etwas Gutes antun dürfe.

Nun hatte mein Begleiter auf der Suche nach einem Spiegel das herrliche Badezimmer entdeckt. Unser Behelfsduschraum im Lager, auf den wir so stolz waren, verblaßte vor den hellgrünen Kacheln, und die elegante Handbrause ließ uns die Konservenbüchsen vergessen; ich bat um die Erlaubnis, daß wir uns brausen dürften. Zur Bekräftigung seines gern gegebenen Einverständnisses holte der Hausherr beste schwedische Toilettenseife, und wir beiden deutschen Soldaten haben uns mit größtem Behagen gegenseitig den Buckel gewaschen.

Als wir, nach allen Wohlgerüchen Arabiens duftend, das Badezimmer verließen, empfing uns der Schwede lächelnd und bat zu einer Flasche Rheinwein in den Salon. Der britische Bewacher erwies sich als „teetotaller", also als Abstinent. Aber er saß brav mit uns im Zimmer und spielte geduldig mit seiner Maschinenpistole zwischen den Beinen, als mein Kamerad herausplatzte: „Ich hätte mir nicht träumen lassen, Herr Hauptmann, daß wir Ihren Geburtstag noch so stilvoll feiern würden."

Das war das Signal für unseren Hausherrn, eine zweite Flasche zu köpfen. In diese Situation kam der britische Lagerkommandant, und mit dem Argument des Geburtstages wischte der Schwede die Unmutsfalten und die Erinnerung an den Non-Fraternisations-Befehl von der Stirn unseres Gebieters.

Nachdem wir so den Beginn meines 38. Lebensjahres auch mit einer guten Tat eingeleitet hatten, brachte der Engländer uns in seinem Wagen ins Lager zurück. Nach einer Viertelstunde erschien er in meiner fliederduftenden Unterkunft und gratulierte mir sowohl zum Geburtstag als auch zum wohlgelungenen Entschärfungsunternehmen mit 50 Zigaretten und einer Flasche Whisky.

*

„Wie machen Sie es eigentlich, daß bei Ihnen Zucht, Zuverlässigkeit, Ordnung und Sauberkeit herrschen, daß bei Ihnen alles klappt, während meine Kollegen sich beklagen und in anderen Lagern keine Disziplin, nur Trägheit und Niedergeschlagenheit, ja Unwille die Atmosphäre bestimmen und trüben? Ich hingegen werde militärisch korrekt, ja sogar freundlich auch vom letzten Ihrer Soldaten gegrüßt?"

Vor so viel offenherzigem Vertrauen konnte ich mich nun nicht mehr verstecken und klärte meinen ‚Sklavenhalter' auf: „Sehen Sie, Leutnant M., das ist ein ganz einfaches Rezept, und es beruht auf einer ebenso einfältigen wie auch wohl gültigen Überlegung und Gleichung: Sie spielen mit mir und meinen Mänern fair play, also tun wir es auch. Innerhalb dieses Spiels sitzen Sie am längeren, wir aber am unvergleichlich kürzeren Hebelarm. Damit nun ein Schwingen des Wiegebalkens überhaupt noch möglich ist, erlaube ich mir, innerhalb dieses fair play hie und da bis zum Betrug zu gehen." Er lachte: „Das ist eine Basis!" Dann fügte er rasch hinzu: „Aber, wohlverstanden, bitte nur so lange, als ich nicht dahinter komme."

Und er kam nicht dahinter, daß wir für die unverwundeten Pioniere in schwerer Nachtarbeit Krankenpapiere fälschten, noch dazu auf Formularen aus seiner

eigenen Schreibstube, beglaubigt mit seinen Dienstsiegeln und unterschrieben mit seinem Namenszug, den ein Offizier so verblüffend nachahmte, daß der Getäuschte ihn ahnungslos als eigenhändig vollzogen anerkannte. Oder sollte er sich an meine Formel erinnert haben?

*

Mein englischer Kommandant hatte einige Semester in Paris studiert. Als er es beiläufig in einem Gespräch fallen ließ, packte ich sofort zu: „alors, vous parlez français?“ — Und schon hatte ich wieder einmal einen Vorschlag: „Sie hören täglich mein lächerliches, unbeholfenes und völlig ungenügendes Schul-Englisch. Sie werden auch Verständnis dafür haben, daß ich dazu noch die Hemmungen gegenüber der Sprache meines Siegers nicht loswerde; daß Sie sich um die Sprache der Besiegten bemühen, kann ich nicht verlangen. Einigen wir uns auf das für beide neutrale Französisch.“
Völlig harmlos willigte er ein, denn er hatte keine Ahnung, daß ich, im zweisprachigen Teil des Elsaß geboren und mit meinem Schweizer Abitur, wieder einmal auf dem besten Wege war, ein häßliches handicap ihm gegenüber auszugleichen.
Er war allen Kulturwerten gegenüber sehr aufgeschlossen und verstieg sich zu dem Bekenntnis seiner Liebe zur klassisch-romantischen Musik. Nun, da war ich ihm bestimmt überlegen.
„Das größte Geschenk der Deutschen an die Welt ist die absolute Musik“, gestand er offen ein. Ich bog ab: „Und unser größtes Geschenk an die englische Musik ist Händel aus Halle. Es spricht für Euch und ihn gleichermaßen, daß er aus Italien nach London floh und dort seine zweite Schöpferheimat fand.“
Der Engländer strich das Lob ein: „Ihr Deutschen könnt viel, ich sehe es an Ihren Pionieren, an Ihrem Bildhauer;

ich würde gern erfahren, was Sie an Musik aus Ihren Männern herausholen.“ Schon bot sich mir wieder ein Finger, über den ich in meinem Zugriff den ganzen Arm packen könnte. „Ich brauche nur Ihre Genehmigung, mir Instrumente besorgen zu dürfen, und in zwei Wochen biete ich Ihnen einen Konzert-Abend, der sich sehen oder, besser gesagt, hören lassen kann.“ Das war wohl anmaßend überheblich, und spöttisch lauernd warf er zurück: „Well, — plein pouvoir.“

*

Am nächsten Morgen machte ich meinen Besuch beim Pfarrer, — und am darauf folgenden Tag stand der Flügel aus dem Gemeindehaus in unserem größten Fabriksaal.

Unter zwanzig deutschen Ärzten spielt bestimmt einer leichtere Sonaten von Haydn bis Schubert. Wir hatten Glück: einer bot mir Beethovens Pathétique für mein Programm; zusammen mit einem Kollegen schlug er die vierhändigen Liebesliederwalzer von Brahms vor. Anfang und Ende lagen also fest.

Auf meinen Anschlag am schwarzen Brett meldete sich ein älterer Soldat. Er sei Orchestermitglied der Hamburger Oper, habe aber seine wertvolle Geige bei Kiel auf dem Land evakuiert.

Wir fuhren hin, — und selten habe ich ein glücklicheres Wiedersehen erlebt als die Begegnung des alten Geigers mit seinem Instrument, das er unter Tränen in seine Arme schloß und küßte. Dafür, daß er seine Geige wieder hatte, spielte er uns am Konzertabend die beiden Romanzen Beethovens. Sie mögen wohl von Podiumslöwen technisch vollendeter klingen, aber ob jemals bei ihrem Gesang mehr Herzblut in die Melodien eingeflossen ist, muß mir bis heute noch bewiesen werden. Und die Erschütterung, die der alte Mann im Mai 1945

bei seinen Kameraden bewirkte, tausche ich nicht für manches Erlebnis in Europas prächtigsten Konzertsälen.

Ein Chormeister, der aus 500 Deutschen — und noch dazu Gefangenen — nicht ein sechsfach besetztes Männer-Quartett herausfindet und in 14 Tagen zum konzertreifen Vortrag von Brahms-Volksliedern begeistert, hat seinen Beruf verfehlt. Wir fanden beides: den hervorragenden Erzieher und Dirigenten, wie auch seine 2 Dutzend Sänger.

Pünktlich nach Ablauf der vereinbarten Frist lud ich meinen Kommandanten zum Musikabend ein. Nachdem unser „Ehrengast" sich bei jedem Mitwirkenden bedankt hatte, sagte er beim Abschied zu mir: „Verstehen Sie jetzt, daß Ihr Germans uns immer unbegreiflich, unfaßbar, aber auch unheimlich bleiben müßt?"

*

Diesen Erfolg galt es, umgehend auszunützen. Schon am nächsten Tag war ich in der für die öffentliche Ausleihe noch gesperrten Volksbücherei und suchte 300 Bände als den Grundstock zu einer Lagerbibliothek aus.

Mein Versprechen an den alten Rektor, bei dem ich mich für den vollzähligen Bestand und die nicht über den üblichen Abnützungsgrad hinausgehende Beschädigung der Bücher verbürgte, konnte ich bis auf zwei Nummern einhalten. Will Vespers deutsche Anthologie „Die Ernte" und Nietzsches „Zarathustra" mußten Kenner gefunden haben, deren Besitzerfreude und Lesewut sie bei der Entdeckung dieser Titel bereits zu Kleptomanen werden ließen, bevor sie ihre Leihkarte ausgefüllt hatten. Ich erzählte mein Mißgeschick dem Pfarrer bei der Rückgabe seines Flügels, und er schenkte mir die beiden Bücher aus seiner Privatbücherei. Er war einer jener großartigen und weltoffenen protestantischen Pastoren,

wie man sie in der Heimat Gustav Frenssens wohl oft findet. So soll nicht untersucht werden, von welchem Werk er sich schwerer trennte. Jedenfalls unterdrückte ich meine dahin zielende Frage, beschämt durch seine Großmut.

*

Nach vier Monaten wurden wir entlassen. Ich habe infolge der kurzen Dauer, aber auch bei diesem menschlichen Kontakt zwischen Sieger und Besiegten, die quälende Langeweile der Tatenlosigkeit nicht erfahren. Unsere Lagerzeit war bis zum Bersten gefüllt von Fürsorge für die Männer, von Liebe und Vertrauen, die sie im Gegenzug gaben, und von Spannung wie geheimem Ringen um das Bestehen-Müssen vor dem einstigen Feind, dem wir zumindest die Achtung vor uns abnötigten.

*

Die letzte Begegnung im Entlassungslager in der Pionierkaserne zu Lübeck weckte uns, die wir geradezu aus einer Geborgenheit und Obhut kamen, jäh auf und zeigte mir die Gefahren, die wir wohl alle in der Feindseligkeit der „Freiheit" im eigenen Vaterland zu erwarten hatten.

Als ich an der Spitze der letzten Kolonne unseres aufgelösten Lagers in den Kasernenhof rollte, trat der deutsche Spieß der Entlassungsstelle aus dem Verwaltungsgebäude. Er kam auf meinen Wagen zu — und erbleichte.

Auch ich erkannte sofort meinen alten Sanitäts-Unteroffizier, der mich als schwerverwundeten Gefreiten im Oskar-Helene-Heim in Berlin rührend betreut hatte. Während meiner Genesungszeit war meine Beförderung zum Unteroffizier eingetroffen, und wir hatten bei der darauf fälligen Feier Brüderschaft getrunken. Als er

mich nun als Hauptmann vor sich stehen sah, stotterte er, — und ich deutete seine Verfärbung als Verlegenheit. „Das Du von damals gilt auch heute“, — damit hoffte ich die ungewohnte Lage beendet und geklärt zu haben.

Aber nur für einen Augenblick erhellte sich sein gutes Gesicht. Dann zog er mich in seine Schreibstube und zeigte mir das Fahndungsblatt des Secret-Service vom Tag zuvor. „Schau doch: Auf dieser Liste steht unter anderem auch Dein Name! Kaum, daß ich mich nun von dem Schrecken erholt hatte, stehst Du leibhaftig vor mir.“

Ich antwortete: „Hast Du die Meldung schon abgegeben?“ Das sei gestern bereits geschehen. „Nun gut! Gestern war ich ja noch nicht hier. Du hältst mich zwei Tage zurück. Übermorgen, nach Durchgang der zweiten Liste, denkt kein Mensch mehr an die beiden Vorgängerinnen. Und daß Du mich persönlich kennst und meinen Namen behalten hast, soll Dir erst einmal jemand beweisen. Ich werde Dich verleugnen wie einst Petrus seinen Herrn. Dir rate ich dasselbe. Abgemacht?“

So fuhr ich zwei Tage später als meine Kameraden aus Lübeck nach Marburg, wo ich meine Schicksalsgefährten wieder einholte. Auch mein Freund und täglicher Begleiter seit der Güstrower Zeit erwartete mich hier, und wir blieben noch bis Ansbach zusammen. Bekannt für seinen trockenen Humor, verabschiedete er sich auf bayerischem Boden von mir mit den Worten: „Ich danke Dir; es war meine schönste Gefangenschaft.“

HEIMFAHRT

Seit Stunden warteten wir in der brütenden Hitze der letzten Augusttage des Jahres 1945 auf die Abfahrt unseres Zuges, der die aus englischen Lagern entlassenen Kriegsgefangenen in ihre von amerikanischen Truppen besetzte Heimat zu bringen hatte. Die Fahrt sollte um 10 Uhr beginnen, aber längst war Mittag vorbei.
Die erste Zeit verging schnell. Wir versuchten, uns die offenen Kohlen-Loren dadurch komfortabler zu machen, daß wir Stroh aus einem wenige Gleise entfernten Güterzug stahlen. Kurz nach Mittag war zudem auf dem Nebengleis ein Transport mit italienischen Heimkehrern eingefahren; die lautstarken und gestenreichen Beschimpfungen, mit denen wir von den einstigen Bundesgenossen nun bedacht wurden, waren nach einer ebenso raschen wie „eindrücklichen" Visite unsererseits jäh verstummt. Erst als ihr Transport sich in Richtung Brenner in Bewegung setzte, wagten sich einige Schreier nochmals hervor.
Wir dösten weiter in der Hitze, bis gegen 16 Uhr ein neuer Transport — an den offenen Loren erkannten wir, daß er deutsche Soldaten brachte — in das Bahnhofsgelände einfuhr. Die Männer wurden auf dem durch die Waggons verdeckten Bahnsteig gesammelt und zur ehemaligen Rennbahn geführt, die wir am frühen Morgen verlassen hatten.

Nach ihrem Abmarsch krochen zwei große, drahtige Gestalten unter den verlassenen Güterwagen hervor und hasteten zu unserem Zug. Vor meiner Lore blieb der erste stehen. „Wohin geht der Transport?"

„Nach München!"

„Kann ich einsteigen?"

„Männer wie Sie immer!"

Mit diesen Worten lud ich den einen in meinen Salonwagen ohne Dach, Sitzgelegenheit oder Klosett. Die einzigen Annehmlichkeiten, die ich ihm anbieten konnte, waren Stroh und viel, viel frische Luft. Mit einem Sprung war er über die Bordwand geentert und stellte sich formvollendet vor, als begegneten wir uns im Casino.

Zweck der Vorstellung ist seit jeher, daß man den Namen des Partners entweder nicht versteht, oder ihn spätestens zwei Minuten nach dieser höfischen Sitte wieder vergessen hat. Viel wichtiger ist ja auch die Frage nach dem woher und wohin.

„Wir kommen aus der Normandie. Zum Glück waren wir auf französischem Boden dem Tommy unterstellt. Seit drei Tagen sind wir unterwegs. Ich hab's satt. Noch einmal in ein Lager mag ich nicht mehr."

Meine Antwort, wir würden bis München durchfahren und hätten auch schon alle Entlassungspapiere, wirkte beruhigend. Es gäbe, solange er bei uns sei, wohl keine Kontrolle mehr.

Sein Ziel sei das Allgäu, entgegnete er auf meine Frage. Man würde ihn dort sicher auch ohne den letzten Entlassungsstempel begrüßen.

„Nur raus aus diesen offenen Loren", meinte er. „Ich weiß, hier in Deutschland sind wir sicher, aber unwillkürlich zuckt man bei jedem entgegenkommenden Zug

zusammen. Viele französische Lokomotivführer machten sich ein sadistisches Vergnügen daraus, Dampf und heißes Wasser auf unsere offenen Loren abzulassen. Und bei jeder Brücke, die unterfahren wird, zieht man noch unbewußt den Kopf ein und schaut nach dem Maquis und der von ihm entfesselten Masse aus, die johlend und doch gleichzeitig so erbärmlich feige von oben uns zu steinigen versuchte. Mancher Kamerad fiel auf diese Weise auf der Heimfahrt der losgelassenen Meute noch zum Opfer."

*

In der Stille, die darauf entstand, trat ein anderes Bild in meine Erinnerung. Vor wenigen Tagen hatten wir in Lübeck unseren Heimweg angetreten. Nach 20 Uhr kamen wir durch Hamburg. Die Nacht senkte sich schon über das weite Land. Aber aus allen Fenstern, an denen unser Zug vorbeifuhr, leuchteten Kerzen als stummer und doch so heller Gruß. Als wir dann durch die Bahnhöfe kamen, standen auf den Bahnsteigen die Menschen dicht gedrängt. Wir dachten zuerst, es sei die Verkehrsnot, die dort die Mengen staute. Doch dann brauste uns von den winkenden Menschen ein dankendes Willkommen entgegen, daß wir uns erschüttert abwandten, um unsere Tränen zu verbergen.

*

Lange war ich schweigend in den Abgrund dieser Gegensätze gefallen. Da riß sich mein Gegenüber aus seinen Gedanken hoch. Er war an der frischen Spur hängen geblieben, die mein erst beim Übertritt aus englischer Gefangenschaft in den amerikanischen Besatzungsbereich weisungsgemäß entfernter Ärmelstreifen auf der sonst verschossenen Uniformjacke hinterlassen hatte. „Was stand da drauf?" wollte er wissen. „Großdeutsch-

land", antwortete ich, und die Erinnerung an diesen soldatischen Eliteverband stieg heiß in mir hoch, während im gleichen Augenblick die Lokomotive endlich zur Fahrt anruckte.

„Großdeutschland!" Und ich spürte, wie seine Gedanken und Gefühle jagten.

„Wie war Ihr Name?" kam es aus ihm. Auf meine Antwort drang er weiter: „Der Hauptmann vom Wachregiment?" Ich bestätigte durch Kopfnicken.

Da lösten sich seine bisher gestrafften Mienen, und er sagte: „So kann ich hier und im Augenblick, da wir beide Abschied von unserem alten Soldatenleben nehmen, auch meinen letzten Auftrag ausführen."

Er holte tief Luft, und es mag dabei beides mitgewirkt haben, die Befreiung wie auch die Verwunderung, daß er den Wunsch eines Kameraden so unvermutet und rasch erfüllen konnte.

Dann fuhr er fort: „Ich habe wochenlang mit Ihrem damaligen Kommandeur vom Wachregiment im Zweimann-Zelt gelegen. Bevor er nach England überstellt wurde, sagte er mir: ‚wenn du zuerst nach Hause kommst, versuche meinen Freund'" — und dann nannte er meinen Namen — „‚ausfindig zu machen. Sag' ihm, ich habe bei allen Vernehmungen, wenn es um den 20. Juli ging, mich strikt an unsere Meinungen und Erlebnisse gehalten, wie wir sie damals hatten. Wir haben uns nichts vorzuwerfen und brauchen nichts zu entstellen. Ich bleibe bei der Wahrheit. Auch von ihm erwarte ich nichts anderes." —

*

Jetzt wußte ich, warum wir auf dem Güterbahnhof in Bamberg stundenlang hatten warten müssen und erst abfahren konnten, nachdem der Fliegermajor und Sie-

ger in weit über zweihundert Luftkämpfen bei uns zugestiegen war.

Für einen Augenblick, als ihm in der Erregung der letzten Sätze der Rock zu eng wurde und er den Kragen aufriß, erschien auf der jagenden Brust sein sonst verschwiegen bewahrtes Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern.

TRAUM UND WIRKLICHKEIT

Das Wort, wonach große Dinge ihre Schatten vorauswerfen, sollte ich auf eigenartige Weise an mir selbst erfahren. Wie sehr aber erträumte Sehnsüchte und harte Wirklichkeit sich erbarmungslos beißen und unversöhnlich scheiden, wurde mir ebenfalls an folgendem Ereignis bewußt. Es scheint, daß uns in solchen Augenblikken klar werden soll, wie sehr wir in größeren und weiteren Zusammenhängen stehen. Aber erst ihre Verflechtungen machen dann das ganze und volle Leben in seiner Spannweite von schön zu häßlich, gut und böse aus und trennen es in Wahrheit und Lüge.

In der Vorfreude auf das Konzert der Münchner Philharmoniker am 5. Dezember 1947, das als Kernstück Hindemiths Cellokonzert mit Ludwig Hoelscher versprach, träumte mir in der voraufgehenden Nacht von einem Musikabend. Der begnadete Cellist aber spielte in meinem Traum auf einmal Violine. Sonst war alles wie gewohnt. Der Saal des Deutschen Museums war bis zum letzten Platz besetzt, als der Solist allein eine bisher nicht gehörte Melodie begann, in die erst nach Takten das Orchester einfiel, das bis dahin nur rhythmisch akzentuiert hatte.

Ich hörte sie so deutlich, daß ich sie mir auch über den Traum hinaus bewahrte.

Am nächsten Abend ging ich mit L. U. zum Konzert. Auf dem Weg vom Max-II.-Denkmal zum Deutschen Museum erzählte ich meiner Begleiterin den Traum. „Völlig verrückt, wie sich Erwartung und Erwartetes im Traum doch mischen und abstrus verwandeln können. Stell Dir vor, was aus dem Konzert heut' nacht geworden ist: Hoelschers Cello war zur Geige verkleinert und erhöht, sein Spiel aber unvermindert schön und stark geblieben. Aus Hindemiths Cellokonzert war ein Violinkonzert geworden, das der Solist mit folgender Kantilene begann, bevor das Orchester sie aufnahm." Und ich deutete ungehemmt, geschützt durch die Dunkelheit, so gut ich konnte, die mir unvergeßlich eingeprägte Melodie an. Dann wischte ich sie mit einem Lachen aus und wiederholte: „Völlig verrückt."

In diesem Augenblick war der Konzertmeister der Münchner Philharmoniker, R. Sch., zu uns aufgeschlossen und fiel ins Gespräch: „Was haben Sie da eben gesungen, Herr Doktor?"

Noch einmal mußte ich meinen Traum beginnen. Ich schloß: „Vergessen Sie, wenn Sie nachher im Orchester Hoelscher begleiten, das komische Bild und die Melodie. Sie wissen ja so gut wie ich, daß es kein Violinkonzert von Hindemith gibt, das mit dieser Melodie beginnt, wie sie mir mein Traum vorgegaukelt hat. Das war doch alles nur Traumerwartung meiner erregten Phantasie in der Vorfreude auf den heutigen Abend."

Da blieb der Konzertmeister stehen, und aufgeregt verfiel er in den unverfälschten sächsischen Dialekt seiner Jugend: „Lachen Sie nicht zu früh! Staunen Sie lieber. Heute morgen habe ich die Noten zu einem Violinkonzert von Hindemith bekommen, — und es fängt mit dieser solistisch vorgetragenen Kantilene an. Es ist während des Krieges in Amerika entstanden, aber in Europa

noch völlig unbekannt. Rosbaud will es im nächsten Winter mit uns als Erstaufführung bringen."

Mit diesen Worten waren wir am Deutschen Museum angekommen. Beim Abschied versprach ich dem Geiger, ihn am kommenden Vormittag aufzusuchen; ich wollte mich davon überzeugen, ob es wirklich jene Melodie sei, die mir im Traum erklungen war.

*

Der Besuch beim Konzertmeister mußte jedoch um viele Wochen verschoben werden. Denn am nächsten Morgen 5 Uhr wurde ich jäh aus dem Schlaf gerissen. An meinem Bett stand ein Polizeiwachtmeister und erklärte mich für verhaftet.

So dauerte es einige Zeit, bis ich mich durch Einsichtnahme in die Partitur davon überzeugen konnte, daß es wirklich jene Melodie gewesen war, die ich im Traum gehört hatte. In der Stille der Gefängniszelle war allerdings wenig Gelegenheit, daß sie verwischt worden wäre; je reiner ich sie mir in der Erinnerung bewahrte, desto stärker tröstete und trug sie mich durch meine Einsamkeit.

GEFÄNGNIS

Jeder Mitteleuropäer über 40 Jahre, der im Halbjahrhundert nach 1914 nicht irgendwann einmal und wo auch immer hinter Stacheldraht gesessen oder durch Gitter gesiebte Luft geatmet hat, ist mir verdächtig. Mit dem ehrlichen Gegner von gestern kann ich mich heute oder morgen verständigen; nur die ewigen Zwischenträger und Überläufer, aber auch die Feiglinge, die erst, nachdem die Würfel endgültig gefallen sind, sich selbst dann lauthals für den Sieger entscheiden, sind und bleiben mir widerlich.
Ich bin dem Denunzianten nicht böse — denn mit meinem Zorn erhöhe ich ihn ja in den Rang der Gegnerschaft —, der mir zum Erlebnis der Gefängnisse in München verholfen hat. Wegen seiner dabei zu Tage getretenen Charakterlosigkeit und Lüge kann ich ihn nur noch tiefer verachten als vorher, wenn er etwa bei Staatsempfängen und Dichtertreffen in Weimar seinem zuständigen Minister allzu auffällig und dienstbeflissen seine Ergebenheit darzutun sich bemüßigte. Daß er glaubte, nach dem Zusammenbruch 1945 mit dem Verrat des „Kollegen“ sich selbst von der eigenen Verhaftung loskaufen und davor bewahren zu können, beweist ihn trotz allem alten Adel abgetriftet und gesunken zur Hefe, die jeweils in Kata-

strophen und Niederbrüchen für einen kleinen Augenblick aus ihrer jeder gesunden Ordnung entsprechenden Zugehörigkeit zum Bodensatz nun emporgewirbelt wird. Im Aufruhr spülen diese Elemente aber so viel eigenen Dreck und Niedertracht mit sich hoch, daß sie ganz von selbst bald wieder in den ihnen gemäßen Schlamm zurückversinken. So will es das Gesetz, wonach Treue und Ehre obenan stehen im Wertgefüge eines Volkes, aber Verrat und Lüge nach unten gehören. Goethes Wort, daß sie Teil seien „von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft", ist wohl nur höchst bedingt auf sie anwendbar. Man müßte sich ihnen nach der von ihnen ausgelösten Katastrophe dankbar und versöhnungsbereit dann wieder zuwenden. Aber zu diesen charakterlichen Schlangentänzen fühle ich mich nicht geschmeidig und wendig genug.

*

Als also in den Zeiten des Zusammenbruchs nach 1945 für Augenblicke der Bodensatz wieder einmal nach oben kam, sahen umgekehrt wir uns plötzlich hinter Gittern, „im Loch".
Die absichtliche Vermengung von Verbrechern und Überzeugungstätern, womit man uns im nachhinein mit rückwirkenden Gesetzen ebenfalls deklassieren und damit auch aus der neuen Gesellschaft ausschließen wollte, wurde mir im Augenblick bewußt, als der Beamte den Schlüssel ins Schloß der „Zelle I." im Polizeigefängnis in der Münchner Ettstraße steckte. Instinktiv stockte mein Fuß, als ich in ein Dutzend Verbrecher-Physiognomien blickte und ein Gestank, gemischt aus Körperschweiß, vergorenem Alkohol aus ungeputzten Hälsen und Abortdüften mir aus der Gemeinschaftszelle, die ohnehin nur mit dicken Gitterstäben abgeriegelt war, entgegenquoll.

„Und wenn Sie von Ihrer Waffe Gebrauch machen, Herr Wachtmeister, da hinein gehe ich nicht!“ Der Polizist musterte mich erstaunt: „Warum sind Sie eingeliefert?“ Bei diesen Worten zögerte er, die Gittertür aufzuschließen. „Weil mich eine üble „Kreatur“ auf die politische Tour hingehängt hat.“

Daß ich weder wie ein berufsmäßiger Taschendieb oder wie ein Zuhälter aussah, noch gar den Eindruck eines Massenmörders machte, schien mir der erstaunte Blick meines Bewachers zu bestätigen, als er mir bedeutete, ich solle einen Augenblick warten.

Bis er mit seinem Vorgesetzten zurückkam, hatte ich Zeit, die „gute Stube“ von außen zu überschauen. Deutlich hoben sich drei „Parteien“ ab. Im Hintergrund scharten sich einige verwegene Gestalten — ich bin nicht vertraut genug mit der Materie, um im Dämmerlicht auf Anhieb zwischen den Angehörigen solcher Männerzünfte unterscheiden zu können —, um einen „Boß“. Diese Gruppe beachtete mich überhaupt nicht, sondern ihre Augen hingen nur an der Zigarette des Rädelführers, der seine Kippe auf halber Zigarettenhöhe gnädig dem Mann seiner Wahl überließ. War dieser wiederum auf dem Grund angekommen, holte sich der Chef gelassen aus der Tasche eine neue „Ami“, zündete sie am letzten Funken der zur Neige gehenden, ausgerauchten alten Kippe an und bewahrte so das „ewige Feuer“ der Nikotin-Staffette. Im Mittelgrund diskutierten die Burschen heftig in kleinen Gruppen. Vor dem nur durch Bretter abgeschalten Abort innerhalb der Zelle stand ungeduldig ein Quartett „innerlich Bedrängter“ Schlange.

Als meine Bewacher zurückkamen und mir bedeuteten, daß wir nach oben, zum dritten Stock, gehen wollten, entstand ein böses Gemurmel. „Der is a nix besseres. Do nei mit eahm!“ Der Wachtmeister zeigte nur zum

Hydranten an der Wand und befahl: „Gebts a Ruah, sog i", — und auf seine vielversprechende Geste zum Wasserschlauch hin trat augenblickliche Stille ein. Da begriff ich seine „besänftigende Aufgabe". Um einen Brand zu löschen, hätte ein Minimax genügt; hochgehende Seelenwogen aber werden schneller und nachhaltiger mit Wasser gekühlt und geglättet.

Bis zum dritten Stockwerk reichte bei dem im Winter 1947 verfügbaren Heizmaterial kaum eine Zentralheizung. Unsere war zudem noch schadhaft. Dafür zeigten einige Scheiben mühsam mit Zeitungspapier verstopfte Löcher, so daß mir beim Eintritt in die neue Zelle eine frostige Atmosphäre entgegenschlug.

Auf den ersten Blick erkannte ich ein halbes Dutzend Gestalten, die den „Zugang" neugierig musterten. Ihre Augen wurden wie von einem Magnet angezogen von dem Brot, das an meiner Aktentasche hing. Der Wachtmeister, der mich um 5 Uhr in meiner Wohnung verhaftete, hatte mir zur Zusatzverpflegung geraten, und so schnallte ich rasch noch diesen Kilo-Wecken auf. Zwei Insassen bettelten mich sofort um ein Stück an, und die anderen verbargen zwar den Hunger in ihren Blicken auch nicht, erwiesen sich aber als Soldaten, die noch genug Haltung in diese Zeit gerettet hatten, daß sie nicht gleich alle Scham vor der Gier vergaßen.

Ich machte es kurz, nannte meinen Namen und bot „zwecks Einführung und Reklame" mein Brot zur gleichmäßigen Aufteilung an. Nun war ich willkommen, und man beschloß, die feierliche Teilung der Speise sofort vorzunehmen.

Die Vorbereitungen lockten auch einen kleinen, flachshaarigen Mann aus seiner Ecke, und, während wir noch ratlos waren, wie man ohne Messer das Brot schneiden und einigermaßen gerecht verteilen könne, nestelte er

mir meinen linken Schnürsenkel los. Mit dieser Hilfe wurden sieben annähernd gleiche Scheiben gesägt.

Nach einer Viertelstunde kam der Erfinder unserer „Brotsäge“ auf mich zu, küßte mir die Hand und sagte mit stark slawischem Akzent: „Das süsseste Brodd meines Läbbens.“

Auf meine Frage stellte er sich nochmals vor und erwies sich als Nikolai Fürst K., der in der Wlassow-Armee eine Kosakeneinheit geführt hatte. Um im Lager bei Kempten seine Landsleute vor der Auslieferung an sowjetische „Repatriierungs-Offiziere“ zu schützen, die genaue Namenslisten besaßen, hatte er seine Männer mit neuen Papieren versehen, — und war wegen dieser Maßnahme, die seine Soldaten vor dem todsicheren Erschießen durch die N.K.W.D. bewahren sollte, von den deutschen Behörden wegen Urkundenfälschung verhaftet worden! So weit ging damals die Pervertierung unseres politischen Gefühls, daß man einen Kommunisten zum „Befreiungs“-Minister machte und geschworene Feinde der Bolschewisten an deren als „Repatriierungskommission“ getarnte Spürhunde über deutsche Gefängnisse an den Galgen lieferte.

Am Nachmittag saßen mein Fürst und ein Großschieber in Baumaterialien zusammen in einer Ecke und spielten „17 und 4“. Längst waren sie bei der selbst für Reichsmarkverhältnisse schwindelnden Zahl von 100 000 angelangt. Der Bauschieber ging aufs Ganze. „Ich setze mein Holzdepot in Tölz“ — (das ihm sicher nie gehört hat).

Der Fürst dagegen: „Mein Schloß in Charlowka“, — (das die Bolschewiken bereits seinem Vater abgenommen hatten).

Der Schieber: „Und die dazugehörige Floßlände!“

Der Fürst: „Mit allen Vorwerken“.

Darauf der Schieber: „Und sämtlichen Erträgen aus den Fischrechten in der Isar."
Der Fürst ließ sich nicht lumpen: „Und mit allen Frauen auf den Gütern zwischen 18 und 25 Jahren."
Da brachen wir leise hinzugetretenen „armen Würstchen" und harmlosen Biedermänner aus Mitteleuropa in ein schallendes Gelächter aus, und vor unserer Nüchternheit zerstob der surrealistische Spuk.
Zwei Tage später hatte der Erkundungsdienst seiner Kosaken herausgefunden, wo ihr Hetman saß. Die echt russischen Piroggen, die sie ihm in die Zelle schickten, waren das letzte, was ich von ihm sah. Die erste brachte er mir. „Ich bin glücklich, Herr Doktor, fürr die Geleggenheit, daß ich mich kann revanchieren fürr das süsseste Brodd meins Läbbens" sagte der Mann, dessen Vorfahren einst Ländereien besessen hatten, die der Größe nach sich nicht hinter denen der Schaffgottsch, Gessler oder Donnersmarck in Schlesien zu verstecken brauchten.

*

Daß man den Oberapotheker samt seinem juristischen Helfershelfer und Spießgesellen, die beim Versuch, ein Pfund Opium nach Italien zu schmuggeln, erwischt wurden, jetzt verknackte, denn sie hatten ja das weiße Rauschgold der aufgelösten deutschen Wehrmacht gestohlen, empfanden wir als völlig zu Recht. Unsere Sympathien aber galten dem einarmigen SS-Führer aus der Division Wiking, der seine Zugehörigkeit zu dieser aus Freiwilligen in ganz Europa zusammengesetzten Formation im Fragebogen nicht angegeben hatte. Hätte er es getan, er wäre niemals zum juristischen Studium zugelassen worden. So aber hatte er bereits drei Semester hinter sich gebracht, — und heute ist er hoffentlich längst ein guter Vertreter des Rechts.
Ich stärkte ihm in langen Gesprächen seine Zuversicht aus der eigenen Überzeugung, daß eine vom Feind ver-

fügte Maßnahme solange nicht beachtet und mit allen Mitteln der Kriegslist durchkreuzt werden darf, als sie dem Besiegten schadet, zumal zwischen den beiden ehemaligen Gegnern noch kein Frieden als Rechtsstand geschaffen ist. Wenn dann noch das unteilbare Recht so hanebüchen parteiisch auf die einzelnen Interessen verteilt wird und zu alledem seine primitivsten Grundsätze verletzt oder mißachtet werden wie damals, dann fiel es uns nicht schwer, unser Tun und Denken, nicht nur vor uns zu „rechtfertigen".
So ging mitten durch unsere Zelle die unsichtbare Scheidewand zwischen Rechtsbrechern und Überzeugungstätern, und ich mußte oft an meinen Freund und Stabsarzt aus der Gefangenschaft denken, der mir versicherte, daß er sich angesichts der Vergewaltigungen deutscher Frauen durch Besatzungssoldaten jederzeit über den § 218 hinwegsetzen und der werdenden Mutter auf ihre Bitte das ungeliebte und gewaltsam aufgezwungene Kind nehmen würde. Er wäre wohl Menschenkenner genug, um den echten seelischen Notstand zu erfassen, der ihm die sittliche Freiheit zu seinem Tun im einzelnen Fall gäbe.

*

Nach drei Tagen wurde ich in das Untersuchungsgefängnis Neudeck überstellt. Der Beamte, der mich vor der Zuhälter-Zelle bewahrt hatte, beglückwünschte mich: „Sie haben's drüben gut. Dort gibt's einen Flur mit Einzelzellen, nur für politische Häftlinge." In meinen Erwartungen taufte ich meine neue Bewahranstalt: „Schloß Neudeck."
Die Einzelzellen waren allerdings in den letzten Wochen der Welle jener politischen Hexenjagd dreifach belegt, aber die Behandlung war gerecht.
Schon am ersten Abend nach Dienstschluß meldete sich der Hauptwachtmeister unseres Prominententrakts in unserer Zelle; er sprach alle ehemaligen Soldaten noch

immer mit ihrem letzten Dienstgrad an und begann deshalb: „Herr Hauptmann! Ich weiß, weshalb Sie hier sind. Ich selbst bin als Oberbootsmannsmaat in Skapa Flow dabeigewesen. Was kann ich für Sie tun? Ich schäme mich, daß man Sie eingesperrt hat."
Ich wies auf die völlig ungenügenden Waschgelegenheiten hin: drei Männer und eine kleine Waschschüssel. Am nächsten Morgen schon wusch ich mich unter einem Hahn im Flur mit fließend kaltem Wasser.
Das ging fünf Tage unbeanstandet vor sich. Am sechsten Tag hatte unser Hauptwachtmeister frei, und ein junger Hilfswachtmeister tat für ihn Dienst.
Als die Zellen zum Reinemachen geöffnet wurden, ging ich zu meinem Wasserhahn und begann mit der Wäsche. Der Ersatzmann brüllte vom anderen Ende des Flurs meinen Namen. Ich wusch mich ruhig weiter. Da kam er puterrot angestürmt, und es war kaum der physikalische Dopplereffekt, der seine Stimme akustisch mit jedem Schritt anschwellen ließ und höher trieb.
Beim dritten Anruf war er bei mir angelangt: „Ich habe Ihren Namen gerufen."
Ich zeigte kein Verständnis und fragte zurück: „Was haben Sie gerufen?"
Darauf fiel er herein: „Na, halt Ihren Familiennamen."
Schon hatte ich ihn: „Merken Sie sich, junger Mann, solange ich nicht verurteilt bin, und eine Verurteilung wird auch in diesen verrückten Zeiten kaum möglich sein, bin ich für Sie immer noch Herr Doktor. Allein die Fakultät, die diesen Grad verliehen hat, kann mir ihn wieder nehmen, und zwar nur, nachdem ein deutsches ordentliches Gericht mir die bürgerlichen Ehrenrechte aberkannt hat. Denken Sie immer daran, wenn Sie Ihren Dienst tun und bedanken Sie sich für diese Belehrung. Im übrigen habe ich ein ausgezeichnetes Gehör. Sie können sich jeden unnötigen Stimmauf-

wand bei mir sparen." Vor so viel Worten und Gelassenheit blieb ihm die Spucke weg.
Mein Hauptwachtmeister berichtete am anderen Tag, sein Vertreter sei von dieser Belehrung sehr beeindruckt gewesen. Am Sonntag beim Hofgang kam er auf mich zu und fragte: „In welcher Zelle wollen Herr Doktor heute nach dem Essen Skat spielen?"

*

Zu Anfang war unsere Einzelzelle I, 59 mit drei Mann belegt. Wir hatten einen Spind, einen Tisch, dazu einen Stuhl, einen Hocker — und drei Ärsche. Der dritte Mann mußte also entweder auf der Bettkante oder auf dem „Stoffwechsel-Altar" Platz nehmen. Fließendes Wasser produzierten wir selbst auf dem Weg vom menschlichen Körper auswärts; Trink-, Wasch- und Spülwasser für den Lokus dagegen reichte man uns nur kannenweise.
Und trotzdem war wirklich ein Unterschied zwischen Polizei- und Untersuchungsgefängnis wie zwischen Mitternacht und Morgendämmerung. Einzig beim täglichen „Hofgang" morgens zwischen 8 und 9 Uhr kamen wir noch mit leichtem Gesindel aus dem über uns liegenden Stockwerk zusammen. Aber wir hatten uns bald von ihnen abgesondert, und so drehten zwei peinlich getrennte Gruppen ihre Runden. Kein Aufseher störte uns bei unseren Gesprächen; sie wußten, daß wir keine Komplotte schmiedeten. Uns ging es um Klarstellung der Beweggründe, nicht aber Entstellung unserer Taten. Wo keine Verdunklungsgefahr bestand, duldete man die täglichen Unterhaltungen.

*

Die Gefängnisbibliothek konnte mit jeder öffentlichen Volksbücherei Schritt halten und hatte dazu noch den Vorzug, daß sie von Reinigern und Schnüfflern unberührt geblieben war, so daß ich Chamberlains „Grund-

lagen" anstandslos ausgehändigt bekam und auch Ruhe fand, Gobineaus „Renaissance" wieder zu genießen oder Carlyles „Helden und Heldenverehrung".
Der großen Bereicherung entsprach eine ebenso tiefe Ernüchterung und Einsicht. Ich hatte mir auch einen Wallace-Kriminalroman geben lassen. Ein ganz schlauer Lesevorgänger war so niederträchtig und heimtückisch gewesen — so dumm kann ja kein Nicht-Analphabet sein — und hatte auf das Titelblatt geschrieben: „Der Mörder ist XY."
Ich gebe selbst meinen Feinden nicht den Rat, mit solchen „Vorkenntnissen" jemals einen Kriminalroman zu lesen. Auch Meister Wallace wird nach dieser vorwitzigen Preisgabe seines Rätsels zum stumpfsinnigen und ödesten Schlafmittel. Hätte ich den „Enthüller", der den Namen des Täters von vornherein verriet, in meiner Zelle gehabt, ich weiß nicht, wie ihm geschehen wäre.
Seither habe ich keinen Kriminalreißer mehr gelesen, weiß aber nicht, ob ich meinem Gönner und Bewahrer für die Entziehungskur in dieser Stunde und Umgebung dankbar sein soll.

*

Um die Sonnenwende herum wurde der Senior unserer Zellengemeinschaft nach Dachau ins Konzentrationslager neuerer Prägung überstellt. Sein Verbrechen bestand darin, daß er während des Dritten Reiches als Stadtrat der „Hauptstadt der Bewegung" das Referat Kindergärten und Jugendhorte geleitet hatte. Dafür sperrte man den Mann im Alter um die 70 Jahre damals ins Gefängnis. Auch die schärfsten Schnüffler konnten nichts Nachteiliges gegen den Biedermann ermitteln; anstatt ihn aber heimzuschicken, wurde er erst einmal, um des Dienstweges willen, von Neudeck nach Dachau geschickt.

Mein zweiter Mitbewohner war als ehemaliger Bürgermeister von Penzberg wieder einmal zu einer längeren Vernehmung abgestellt. So war ich endlich allein.
Nie habe ich dieses „All-ein-Sein" beglückender und befreiender empfunden als in den Tagen, da ich wußte, die Sonne hat ihren Tiefstand erreicht und kehrt nun wieder in ihre aufsteigenden Bahnen zurück. Diese Glaubensgewißheit und das Gefühl des Eingeborgenseins in größere und tiefere Harmonien, in die der vordergründige Lärm der Stunde nicht hinabreicht, schenkten mir eine unsagbare Ruhe und Sicherheit, aber auch eine Durchsicht auf die Erscheinungen der Welt, die in diesen Perspektiven nun zu neuen Gesetzen sich ordneten. Einmal wohl habe ich das Geschenk eines Gedankeneinfalls voll erlebt — völlig „all-ein" in der „Abgeschiedenheit" meiner Gefängniszelle — und ich begriff langsam ihre Wohltat, die bereits die mittelalterlichen Mystiker priesen.
Ich hatte seit der Heimkehr aus dem Krieg, geborgen in der Liebe meiner Mutter und getragen von der Sehnsucht nach der Familie, wohl auch angeekelt vom Gehabe der aufdringlichen Umwelt, mich in Arbeit vergraben. Nur wenige Freunde fanden in meine Einsamkeit. Aber dort war der Ort der Bewährung. Wer hier nicht bestand, hatte — bis auf eine schmerzhafte Enttäuschung — wohl auch keinen Bestand.
Für mich gab es ja soviel aufzuholen. Jahre hatte ich — ohne Reue — an die soldatische Tat und Pflicht gegeben. Der Verlust der wissenschaftlichen Hilfsmittel, einer reichen, sorgsam gesammelten Privatbücherei, dazu die Vernichtung oder der Diebstahl aller Manuskripte, Zettelkästen und Pläne — eine einzige Aufzeichnung und mein Tagebuch seit der Gefangenschaft waren nur gerettet —, aber auch das Fehlen jedes Musikinstrumentes wollten wieder wettgemacht werden.

Der größte Mangel jedoch zeigte sich in mir selbst: ich hatte mich bisher beinah ausschließlich den Geisteswissenschaften und Künsten gewidmet, und über ihrer verwirrenden Fülle und betörenden Schönheit waren die Naturwissenschaften arg und überheblich vernachlässigt geblieben.
Die törichten, augenblicklichen Machthaber glaubten dadurch, daß sie uns als Parias aus der öffentlichen Gemeinschaft und Mitarbeit ausschlossen, den Weg zum Wesentlichen verbaut zu haben, — und sie hatten doch genau das Gegenteil bewirkt. Denn wir gingen in die Stille, während sie sich im Lärm der Oberfläche und im Tanz um das goldene Kalb selbst verloren.
Das Gefängnis wurde für mich zur letzten Stufe der Vorbereitung auf mein wohl tiefstes geistiges Erlebnis. Vorerst aber mußte ich mich von seiner Enge befreien und versuchte es mit folgenden Versen:

DIE ZELLE

Sie woben einst um ihren Frieden
Der Zelle armutvolles Maß,
Darin der Fromme, abgeschieden
Von aller Welt, zu Gott genaß.

Den Andern schnitt ins heiße Flehen
Der Riegel Kreischen, und zum Grab
Verdämmert das Verließ; ihr Sehen
Erblindete am Gitterstab.

Uns aber wächst die enge Zelle
Zu Keim und Heimstatt neuer Welt.
So sind wir Samen, den der helle
Befehl des Lebens jäh befällt.

Als ich nun zu der stillsten Stunde in der Abgeschlossenheit der Zelle gelangt war, hatte ich in den zwei Jahren der Einsamkeit soviel Versäumnisse in Chemie, Physik und Biologie nachgeholt, daß ich mich bereit und fähig fühlte zur Einsicht in eine neue, um eine Dimension bereicherte Gestalt des Menschen. Welches Glück, zu wissen, daß man in seinem Bemühen, diese Gestalt nun zu be-„greifen“ und geistig einzuordnen, nur zweimal am Tag durch den Essenträger gestört wird. Der verständnisvolle Hauptwachtmeister erließ mir die Teilnahme am Hofgang; ich war völlig ungestört und ganz „all-ein“.

Langsam schälte sich immer mehr und deutlicher, begonnen beim Durchdenken des Wunders der Entstehung der ersten Zelle, die über die dreidimensionale Erscheinung hinausweisende und erst in drei Generationen sich erfüllende Gestalt des Menschen heraus. Plötzlich stand die Erkenntnis vor mir wie ein gewaltiger Akkord: Ich bin ja rein körperhaft noch gar nicht die völlige Einheit meines Ichs. Mein Körper ist noch in jeder Zelle die Komposition von Vater und Mutter, deren Chromosome durch ihre paarige Lagerung im Augenblick der Zeugung sowohl mein Leben entzünden, als auch zur Gestalt und Dauer im Zeitraum zwischen Geburt und Tod befähigen. Immer bleibt, wie in Platos Mythe, im „Symposion“, die letzte Einheit, das endgültige Einswerden, uns rein biologisch während der eigenen Lebensdauer und in seiner Form noch verwehrt. — Dies gilt überall und solange, als das Grundgesetz der Gestaltwerdung durch Zellteilung herrscht, also in allen Bezirken des Wachstums jeden Körpers, das nach diesem Gesetz der Zellteilung erfolgt. Am Ende steht der Tod, der Zellverfall.

Aber ihm entgegen wirken in geheimnisvoller polarer Ergänzung die Gesetze der Verschmelzung der Zell-

kerne. Im Augenblick, da die Menschen als Mann oder Frau reif werden zur eigenen, neuen Lebensschöpfung, beginnt in ihnen der Verschmelzungsprozeß in ihren Samenzellen. Jetzt erst, im erwachsenen Kind, das fähig zur eigenen Zeugung ist, fließen die sonst bei jeder Zellteilung paarig gelagerten, aber immer noch getrennten Chromosomenfäden der Eltern zu einer die Lebenszeit und Gestalt des Kindes überdauernden neuen Form zusammen, die ihnen die Kraft und Möglichkeit gibt, selbst wieder Eltern zu werden. Erst in meinen Samenzellen, in denen das paarige Zusammenstehen meiner Eltern rein biologisch aufgehoben ist und in eins fließt, ist durch die Kernverschmelzung auch so viel Lebensenergie gesammelt, daß diese Zelle im Augenblick, da sie ihren Partner findet, die Kraft gewinnt, neues Leben zu entzünden.

Mit dem Augenblick dieser Zeugung beginnt das neue Wesen sich zu seiner Gestalt im Raum nach den Gesetzen der Zellteilung und dem Muster seiner vorbestimmten, erbbedingten Form auszuwachsen. Aber gleichzeitig mit dem Befehl zur endlichen Gestalt ist auch das Gebot des Todes diesem neuen Wesen eingegeben, den es seinerseits wiederum nur durch eigene neue Lebensschöpfung überwindet.

Das Leben und der Tod gehen durch uns hindurch. Ist Kernspaltung in der Atomphysik verwandt mit der Zellteilung in der Biologie? Dann lägen ihre Gesetze auf Seiten des Todes, die der Zell- und Kernverschmelzung hingegen führten in die Bereiche neuer Energien und reicheren Lebens und immer neuer Schöpfung. Oder, noch tiefer begriffen: die Kernspaltungen wären erst der unmittelbare Umweg über den Tod des Bestehenden zum neuen Leben in Dauer und Ewigkeit.

Wir jedenfalls müssen uns an beide hingeben. Wir erfüllen unsere reine, körperhafte Gestalt in allen ihren

Auswirkungen erst dann, wenn wir die Gesetze sowohl der Zellteilung, als auch der Kernverschmelzung befolgen. Drei Generationen von Eltern — Kindern — Enkeln bauen auf diese Weise an der Gestalt des einen, über die Zeit und den dreidimensionalen Raum hinausgewachsenen Menschen, der sich eben erst in dieser Raum — Zeit — Kontinuität erfüllt.

*

Als mich diese Erkenntnis überfallen hatte, wußte ich, daß meine Zeit im Gefängnis „erfüllet war". Die widerrechtlichen Versuche, sie unnötig zu verlängern, zerbrachen an der Liebe meiner Mutter und der Aufsässigkeit meines Schwagers, die beide nicht müde wurden, jedes künstlich aufgerichtete Hindernis zu durchbrechen. Wettläufe mit Terminen waren nötig und wurden gewonnen, bis ich entlassen werden mußte.

*

Doch bevor es so weit war, hatte ich in allerletzter Minute noch die Begegnung mit dem Weihnachtsmann im Gefängnis. Heute erscheint sie mir wie eine Groteske; vielleicht ist sie das von den Griechen bereits als notwendig erkannte Satyr-Spiel am Ende einer Tragödien-Trilogie.
Aus dem Gang im Erdgeschoß unter uns waren die Weihnachtslieder vor einer halben Stunde zu uns heraufgeklungen, als plötzlich unsere Zellen geöffnet und wir angewiesen wurden, uns jeweils links vor der Türe im Abstand, der einen Kassiberaustausch unmöglich machte, aufzustellen. Als ob wir es nötig gehabt hätten, Nachrichten zu schmuggeln; unser Verkehr mit der Außenwelt lief ganz offen über die Gefängnisbeamten, über Geistliche, Rechtsanwälte und Besucher, die allesamt von unserer Unschuld überzeugt waren und einhellig mit uns die damals geübte Zweckjustiz ablehn-

ten. Der offiziell erlaubte wöchentliche Brief blieb der Familie vorbehalten.
Als wir gelassen an der Wand lehnten, begann der Franziskanerpater: „Wir singen gemeinsam das Lied ‚Stille Nacht'." Er hatte uns alle, ungeachtet der Religionszugehörigkeit des Einzelnen, immer besucht und kannte die Fälle unseres „Prominentenflures" genau. So gingen seine Worte zu Herzen, als er sagte: „Menschen richten nach Rache und den Zwecken des Augenblicks, Gott allein ist die erhabene und ewige Güte. Ich habe bei Euch manchen gesehen, der selbst nach dem Gesetz der Menschen völlig zu Unrecht hier sitzt. Glaubt an die Güte Gottes und erhebt Eure Herzen zu Ihm, wenn Ihr heute Abend allein in Eurer Zelle seid." Das war wirklicher Trost, aus dem jeder Gefangene sein Teil gewinnen konnte.
Dann kam der „Kollege von der anderen Fakultät". Er war noch sehr jung und bewies seine Lebensunerfahrenheit schon mit seinen ersten Sätzen: „Jeder kann einmal straucheln. Verzagt nicht, wenn Ihr büßen müßt." Immer weiter verlor er sich in eine Darlegung der Wohltaten, die eine echte Buße nach sich zöge.
Ich hatte bereits abgeschaltet, und es machte mir fortan nur noch ein psychologisches Vergnügen, die Reaktionen von den Gesichtern der „Feiergemeinde" abzulesen. Als er dann gar noch schloß: „Wir singen gemeinsam das Lied ‚O du fröhliche'", wurde mir der Gegensatz zwischen ihm und uns, zwischen seiner Welt draußen, in die er nach abgeleistetem Dienst zurückkehren würde, und der Erbärmlichkeit des Zellenflurs so hart bewußt, daß ich laut herausplatzte.
Ob sie vor Lachen nicht konnten, oder weil sie vor geheimer Empörung nicht wollten, — die Gefangenen blieben stumm. Zurückgeführt in die Zelle, schüttelte es mich.

Den Beginn der stumpfsinnigen Wiederholung dieser makabren Szene erlebte ich akustisch aus dem oberen Stockwerk nur zur Hälfte. Denn kaum war von oben das Lied von der „Heiligen Nacht“ verklungen, trat der Gefängnisinspektor in meine Zelle, gefolgt von meinem strahlenden Hauptwachtmeister: „Herr Doktor, ich kann Ihnen die schönste Weihnachtsbotschaft bringen: Sie sind entlassen.“
Ich kam mir vor wie ein Mensch, der ein großes Glas ungewohntes Bitterwasser bis zum letzten Tropfen trinken mußte, den aber im Augenblick der Nagelprobe auch schon seine heilende Wärme durchströmte und erfüllte. Jetzt ermaß ich auch den vollen Sinn der Verse, die ich drei Tage zuvor niedergeschrieben hatte:

WINTERSONNENWENDE

Letztes Neigetrinken
Des vollbrachten Falls.
Ruhe und Versinken
In der Kraft des Alls.

Liebend aufgefangen
In der bangen Not.
Leuchtend aufgegangen
Aus Gefahr und Tod.

Dankendes Verneigen
In Gesetz und Sinn,
Gläubiges Entsteigen
Nun zum Neubeginn.

DER BECHER

Der Krieg war vorbei, aber Städte und Menschen bluteten weiter aus noch nicht geschlossenen Wunden. Die Heilung mußte, das fühlte jedermann, von innen her wachsen. Es waren nicht die Schlechtesten, die Trost und Gesundung in guter Musik suchten und auch fanden.

In München waren alle großen Konzertsäle zerstört. Selbst die Aula der Universität, die als einziger Raum noch für Symphonieabende geeignet schien, konnte nur notdürftig gegen Kälte und Regen abgedichtet werden. Einzig im Technikum an der Lothstraße war im obersten Stockwerk ein Auditorium heil geblieben, darin auch Kammerkonzerte veranstaltet wurden.

*

Auf Bänken ohne Lehne lauschte an einem Oktoberabend 1946 ein andächtiges Publikum dem ersten Konzert des Klingler-Quartetts nach dem Krieg. Man hatte lange auf die Künstler warten müssen; jahrelang — und auch an diesem Abend. Die Züge verkehrten noch sehr ungenau.

Um $^1/_2$9 Uhr aber mußte das Konzert beendet sein, denn eine halbe Stunde später erlosch der Straßenbahn-Verkehr. Waren es die Zeitnot und die Primitivität des ungeeigneten Raumes, die das einst berühmte Quartett nicht zur vollen Wirkung kommen ließen, oder hatten die Spieler — erst im Nachkrieg wieder vereint —, noch nicht zur einst unerhörten Klangkultur zurückgefunden, oder waren die Hörer noch nicht geheilt und gestärkt zu Beethovens letzten Quartetten?

*

Enttäuscht und daher wohl ungeduldig wartete ich an der Haltestelle auf die Zubringerbahn, die mich zum Anschluß an die Linie nach Hause bringen sollte. Als im Herbstnebel sich noch immer keine Bahn zeigte, sagte ich vor mich hin: „Schluß! Ich laufe."

Da fragte mich eine Frauenstimme: „Wie komme ich von hier am besten nach Schwabing?" Ich antwortete in die stockdunkle Nacht: „Am besten mit mir, gnädige Frau. Aber ich laufe jetzt die eine Station zum Leonrod-Platz, denn auf die Linie 1 ist kein Verlaß. Die letzte 22 geht von dort in zehn Minuten."

Wir setzten uns in Gang, und meine Begleiterin begann: „Ich bin zwar in München geboren, war aber sehr lange fort. Ich kenne mich in diesem Trümmerhaufen nicht mehr aus."

Den Rest des Weges sprachen wir über das Konzert, und ich mußte mich doppelt zusammennehmen, um bei meiner körperlichen Behinderung nun auch noch geistig Schritt halten zu können. Die Frau an meiner Seite verriet eine ungemeine Musikkenntnis, wie man sie eben nicht beim passiven Nur-Hören, sondern allein durch eigenes Spielen erlangt. Ein Glück für mich, daß es auf

der Universität auch Collegia musica gegeben und ich schon im Schülerorchester meines Gymnasiums mitgewirkt hatte. Daß es seit meiner Verwundung aus war mit dem Geigenspiel, wen ging das auf diesem nächtlichen Gang etwas an? Diesen wohl schmerzlichsten Verlust mußte ich seit Jahren schon allein verwinden. Unser Gespräch bewegte sich auf der Ebene von begeisterten Musikanten. „Ob Klingler noch einmal die alte Höhe seines Quartetts der Vorkriegszeit erreichen wird?"

„Dazu ist er wohl zu alt."

„Vielleicht waren die Mitglieder doch zu lange getrennt." —

„Finden Sie nicht auch, daß der Primarius leicht manieriert?"

„Altersstil?" —

„Er spielt mir jetzt allzu bewußt."

So ging es hin und her, und ehe wir uns versahen, hielt die letzte Bahn vor uns. Beim Einsteigen in den erleuchteten Wagen bemerkte ich am Arm meiner Weggefährtin eine Geige.

„Wohin wollen Sie denn in Schwabing?"

„Zu Herma Studeny."

Ich wußte, daß die Geigerin im Ostrand des Künstlerviertels am Englischen Garten wohnt.

„Spielen Sie auch Geige?" Das war wohl das Dümmste, was mir in diesem Augenblick einfallen konnte; aber noch viel peinlicher wäre es ja gewesen, wenn sie meine unmittelbare Frage: „Spielen Sie etwa im Studeny-Quartett" hätte verneinen müssen. Aus meinem Zwiespalt wurde ich sogleich befreit: „Im Quartett spiele ich Bratsche, aber sonst gebe ich auch Geigenstunden."

„Haben Sie ein gutes Instrument bei sich?" forschte ich weiter.

Ihre Antwort: „Ja, sogar eine Testori“ verriet alle Besitzerfreude, bestärkte mich aber im Entschluß: „Gnädige Frau, wenn Sie die Begleitung eines fremden Mannes von der Endstation bis zur Mandlstraße glauben abschlagen zu müssen, so erkläre ich Ihnen: Mir dürfen Sie ‚nein‘ sagen, aber um Ihrer Geige willen werde ich Sie trotzdem begleiten. Bedenken Sie: jedes zweite Haus, an dem Sie vorüber müssen, ist eine Ruine. Es treibt sich jetzt viel Gesindel herum. Da reißt so ein Kerl einer hilflosen Frau die Geige weg und ist im nächsten Augenblick spurlos verschwunden.“

Ich bemerkte, wie ihre Augen meinen Krückstock musterten. Wollte sie ihn auf seinen Nutzwert im täglichen Gebrauch oder für den Sonderfall prüfen?

„Das wäre ja furchtbar“, verfärbte sie sich; „sie gehört mir gar nicht, wurde mir von Freunden geliehen. Wie ich Ihnen schon sagte, lebe ich ja davon, daß ich unterrichte.“

„Also abgemacht: ich begleite Sie.“

Bei diesen Worten waren wir am Nicolaiplatz angekommen und stiegen aus.

Im Scheinwerferlicht der Straßenbahn konnte ich vor meiner Schutzbefohlenen nicht verbergen, daß ich lahme. Das löste bei ihr die Frage aus: „Waren Sie auch Soldat?“

Ich erwiderte, und der trotzig-stolze Ton, mit dem ich in jener Zeit der völligen Verachtung allen Soldatentums stets darauf reagierte, mochte ihr nicht entgangen sein: „Jawohl, gnädige Frau, — und zwar bis fünf Minuten nach zwölf, — oder wenn Sie wollen, im Herzen bin ich es heute noch!“

Da blieb sie stehen und fragte:

„Wer hat nun Recht gehabt, mein Mann oder Sie?“

Ich konnte damit nichts anfangen und bat sie um eine Erklärung: „Wie soll ich das verstehen?"

Jäh und gequält brach es aus ihr heraus: „Mein Mann hat sich im Zusammenhang des 20. Juli erschossen."

Im Augenblick, als dieses Datum so hart und nah wieder auf mich herabstieß, vergaß ich Rücksicht wie Takt und drängte weiter: „War es denn ein bekannter Name in der Verschwörung?"

Mir schwindelte bei der Antwort: „Es war der Generalquartiermeister des Heeres." —

Die Frau an meiner Seite durfte in diesem Augenblick nicht erfahren, wer sie durch Schwabing begleitete, ja, ich mußte auf den letzten hundert Metern, die noch vor uns lagen, meine Erschütterung vor ihr verbergen, und so wich ich aus in die Frage: „Haben Sie in Ihrer Quartett-Gemeinschaft wieder einmal Haydns opus 76,3 gespielt, — nicht öffentlich, aber still für sich?"

Und die Erregung, die ich ungewollt mit der Erinnerung an ihren Mann heraufbeschworen hatte, hielt an, als sie antwortete: „Ja, wir haben uns vor kurzem das Kaiser-Quartett vorgenommen. Aber, als wir den Variationensatz kaum begonnen hatten, konnten wir vor Weinen nicht weiter."

Wir waren an unserem Wegziel angekommen. Ich beugte mich stumm über ihre Hand, und mein Wort: „Auf Wiedersehen!" war eher der Gegensatz des formelhaften Wunsches.

*

Zwei Jahre trug ich diese Begegnung mit mir herum. Außer meiner Familie, die durch Zonengrenzen von mir getrennt war, und die ich durch viele Briefe in der Gemeinschaft zu halten mich bemühte, wußte niemand da-

von. Ich vermied es, meine Begleiterin wiederzusehen oder ihr eine Möglichkeit zu geben, zu erfahren, wer sie in jener trüben Oktobernacht durch Schwabing geleitet hatte.

Im Advent aber werden auch die härtesten Herzen weich, und selbst rauhe Kriegerseelen suchen Wärme im Licht der Kerzen. So saßen an einem Dezember-Abend 1948 einige müde Wanderer, die gleich mir noch nicht wieder heimgefunden hatten, um den Tisch meiner Mutter, die mir nun seit Jahren schon über meine Einsamkeit hinweghalf.

Da war der treue Freund aus Siebenbürgen, von dem keiner wußte, was größer an ihm sei: die Sehnsucht nach Heimat und Familie oder seine Anständigkeit und Hilfsbereitschaft gegenüber jedem Notgefährten. Der nächste Kamerad, nicht weniger kompromißlos in seinen Überzeugungen, durfte damals noch nicht wieder nach Österreich zurück, und dem dritten war sein geliebtes Berlin aus ähnlichen Gründen noch verschlossen. Wir waren arm — und doch so reich an Heimweh und Schicksal.

Der Rum im Tee beflügelte unsere Gedanken und erhitzte die Gefühle. Ja, da war ein ganzes Volk zu einer anscheinend ausweglosen Odyssee verdammt. Jedermann war auf dem Weg seiner Heimkehr oder Flucht vor sich; niemand hatte sein Ziel schon gefunden. Auf den Irrfahrten aber begegneten ihm Menschen und Zeichen, die seinen Glauben stärkten und die Hoffnung wach hielten. Um solche symbolhaften Begegnungen ging es bei unserer Adventsstunde.

„Das ist noch gar nichts! Denkt, was mir vor zwei Jahren begegnet ist", brach ich das Schweigen, als meine Freunde allzu nachdenklich und wehmütig dem Be-

richt des Siebenbürgers nachhingen. Wußten wir doch, daß er das bitterste Los von uns allen trug.

Und dann erzählte ich meinen Heimweg vom Abend des Klingler-Quartetts.

*

Obwohl alle Kameraden tief berührt waren, brauchte es weitere zwei Jahre, bis wieder davon gesprochen wurde. Der Freund aus Mediasch saß mit vertriebenen Landsleuten zusammen. Wie so oft in ihren Kreisen ging die Rede davon, daß Menschen, denen man die Heimat genommen, nicht zur Ruhe kommen können und immer zu einer ewigen Wanderung verdammt bleiben.

„Ich sehe noch keine Anzeichen dafür, daß sich wieder Mensch zu Mensch findet; es fehlt der gemeinsame Grund, einen neuen Anker zu werfen“, zweifelte ein Gesprächspartner. Da holte mein auslandsdeutscher Freund, der stets der glühende Optimist geblieben war, tief Atem, nahm einen ebenso tiefen Schluck aus seinem Glas und sagte nur: „Doch!“

Als man den sonst so Handfesten und real Denkenden ungläubig anstarrte, fuhr er fort: „Dieser Grund muß im Bereich der Seelen gefunden werden.“ Er war dafür bekannt, daß jeder seiner Sätze abgewogen und bedacht war, und so brauchte man auch nicht lange auf die Begründung der bei ihm ungewöhnlichen Worte zu warten.

„Stellt Euch vor, ausgerechnet der Hauptmann vom Wachregiment muß der Witwe des Generalquartiermeisters, der sich in den Verstrickungen des 20. Juli erschoß, begegnen. Ist das kein Zeichen, kein Symbol?“ Und er berichtete, was ich beim Adventstreffen vor zwei Jahren erzählt hatte.

Unter seinen Landsleuten, die um den Tisch saßen, war ein Beamter im Auswärtigen Amt. Er beendete das Schweigen, das jetzt wie damals bei mir daheim die Runde befiel: „Ich bin manchmal bei der Witwe des Generals zum Tee. Frag doch Deinen Kameraden, ob er bereit ist, seinen Namen preiszugeben, wenn mir in einem vorsichtigen Gespräch meine Gastgeberin dazu stark genug und bereit erscheint."

*

Mein Freund holte sich meine Einwilligung am nächsten Tag.

*

Erst in der Karwoche 1951 aber fügte es sich, daß der Ministerialrat und meine Begleiterin vor nunmehr viereinhalb Jahren eine Viertelstunde allein waren.

Mühsam verbarg er seine Erregung, als er begann: „Erinnern Sie sich noch daran, daß vor vielen Jahren ein Unbekannter Sie nach einem Konzert des Klingler-Quartettes im Technikum an der Lothstraße nach Hause begleitete?"

Es hätte kaum der sachlich genauen Formulierung des Juristen wie seiner präzisen Aufzählung der Gegebenheiten bedurft, um der Frau die Erinnerung zu schärfen, und sie antwortete: „Allerdings." Dann schilderte sie den Hergang; und als der Gast abermals die Geschichte hörte, konnte er feststellen, daß sich auch bei meiner Begleiterin jener Heimweg tief eingeprägt hatte, als sie mit den Worten schloß: „Das war noch ein Kavalier alter Schule, es war ein Soldat. Die heutigen ‚Helden' hätten mir am nächsten Tag Rosen geschickt und um eine Fortsetzung der zufälligen Begegnung gebeten. Er aber übernahm seine Beschützerrolle so zweckfrei, wie

sie ihm zugefallen war, — und dann war es wieder vorbei, wie ein reines Spiel. Denken Sie, nicht einmal seinen Namen hat er genannt."
Den Ministerialrat drängte es, den Fall zu klären: „Vielleicht war Ihr Beschützer gar kein so edelmütiger Lohengrin, sondern er hatte gute und triftige Gründe, seinen Namen zu verschweigen?"
„Wir haben uns ja gar nicht bekannt gemacht", wehrte sich die Frau.
„Ja, aber der Begleiter erfuhr doch über das Schicksal Ihres Mannes und seine hohe Dienststellung indirekt auch Ihren Namen, und das könnte ihn veranlaßt haben zu schweigen."
Jetzt spürte die Frau, daß ihr Gesprächspartner mehr wußte, und so drängte sie ungeduldig: „Machen Sie es nicht so spannend! Was wissen Sie mehr? Wenn Sie seinen Namen kennen, dann sagen Sie ihn!"
Der Jurist genoß geradezu die Enthüllung seines Geheimnisses, als er nun sagte: „Es war der Hauptmann im Wachregiment, von dem maßgeblich die Niederschlagung des Putsches ausging." Zur Bekräftigung nannte er meinen Namen.

*

Zwei Tage rang die Frau mit der Eröffnung. Dann, kurz vor Ostern, erhielt ich einen kurzen Brief: „Ich habe jetzt, nach vielen Jahren, erfahren, daß Sie mich damals durch Schwabing begleitet haben. Wenn Sie sich zu einer Fortsetzung unseres Gespräches mit nun offenem Visier stark und willens fühlen, so rufen Sie mich an."
Wir verabredeten meinen Besuch für Ostermontag 1951.

*

Immer wieder überlegte ich mir, während ich die vier Treppen des Neubaus emporstieg — den Aufzug hatte

ich trotz meiner Behinderung nicht benutzt —, womit ich das Gespräch jetzt, nach vielen Jahren wieder aufnehmen könnte. Welche Berge an Schicksal und Gefühlen standen nun zwischen uns!
Als die leidgereifte Frau dann auf mich zukam, waren alle vorbereiteten Gedanken und Vorsätze verflogen. Das geschmackvolle Musikzimmer vermehrte meine Verwirrung. Auf dem Flügel aber lagen drei Geigen. Mein Blick blieb an ihnen hängen, und mit ihrer Hilfe gelang mir auch die Anknüpfung an die Begegnung vor vielen Jahren. „Gnädige Frau, welches von den Instrumenten war damals dabei?"

*

In den Wochen von Ostern bis zu meinem Geburtstag im Mai hatten wir manches Gespräch. Wir fühlten beide, daß die großen Gräben, die durch Deutschland überall gezogen waren, wieder zugeschüttet werden mußten. Wir schlugen die Belehrung in den Wind, die uns Aussichtslosigkeit, ja Vermessenheit unserer Bemühungen einredete.
„Woher nehmen wir eigentlich die Kraft und Sicherheit zu unserem Tun?" fragten wir uns. „Mit der Begegnung von Mensch zu Mensch muß begonnen werden. Alles Schicksal reift in den Herzen. Hätte sich Ihr Mann nicht erschossen, sondern wäre er gehenkt worden, ich hätte Sie niemals anrufen dürfen. Über Galgen wächst kein Gras. So aber mahnt der Tote, daß er aus seinem Schattendasein erlöst wird, zu dem ihn sowohl seine Feinde wie Freunde in der heute üblichen allzu billigen Schematik verurteilen. Weil es Soldatenschicksal war, das ihn ereilte, müssen es Soldaten sein, die ihn daraus befreien."

*

Meine Freunde waren nicht wenig erstaunt, als an meinem Geburtstag auch die Witwe des Generals unter den

Gratulanten erschien. Gespräche im alten Ton und in ausgefahrenen Geleisen waren nun nicht mehr möglich. Die neue Freiheit aber schien noch nicht gewonnen. So beeilten sich die alten Freunde, ihre Glückwünsche an den Mann zu bringen und zogen sich bald zurück.

Darauf schien die Frau gewartet zu haben. Als wir allein waren, holte sie einen Silberbecher aus ihrer Tasche und reichte ihn mir mit den Worten: „Das Buch, das ich Ihnen vorhin schenkte, war nur ein Vorwand, daß ich nicht in den Augen Ihrer Kameraden mit leeren Händen käme. Vor ihnen hätte ich das eigentliche Geschenk nicht ausgepackt. Ja, ich überließ es dem Zufall, daß wir einen Augenblick allein sein würden, ob ich es schenke oder nicht. Es ist der Becher meines Mannes. Bis zu seinem Tod hat er ihn gern und froh benützt. Er war ein großer Soldat. Auch an der Lauterkeit Ihrer soldatischen Gesinnung habe ich in der Zeit, seit wir uns kennen, nicht gezweifelt. Trinken Sie weiter daraus."

*

So gingen wir in den Sommer; das Unverständnis, mit dem man uns zu Anfang begegnete, zwangen wir zur Achtung. Wir besuchten gemeinsam Konzerte, und allmählich verstummte der Argwohn.

*

Am 19. Juli 1951 wurde der damalige Bundesernährungsminister Niklas in der Münchner Universität zum Ehrendoktor promoviert. Das Studeny-Quartett war zur musikalischen Umrahmung des akademischen Festaktes gebeten: Haydns Lerchen-Quartett stand auf dem Porgramm, und der erste Satz hatte die Feier festlich eingeleitet.

Der Minister dankte für die Ehrung und steigerte sich in seiner Rede zu einem befreienden, in jener Zeit unerhörten Bekenntnis zu Volk und Vaterland. Waren es

seine jungen Burschenschafter, die ihren Alten Herrn durch die Anwesenheit in Band und Mütze, die sie hier zum ersten Mal wieder seit sechzehn Jahren in der Öffentlichkeit trugen, zu seinen Worten hinrissen? Sein Bekenntnis löste einen Beifall aus, wie ihn die kleine Aula in den Jahren seit dem Zusammenbruch wohl noch nicht erlebt hatte.

Die vier Musiker auf dem Podium ergriff eine Unruhe. Auf das Zeichen ihrer Quartettführerin blätterten sie eilig in den Noten, und als sie zum Postludium einsetzten, erklangen statt des Schlußsatzes aus dem Lerchenquartett — die Variationen des „Kaiser-Quartetts."

Ob es junge Studenten, ergraute Professoren oder angehende Geistliche in Ordenstracht waren, über manches Gesicht rannen die Tränen. Und die Witwe des Generals, der sich in den Verhängnissen des 20. Juli erschossen hatte, spielte die Bratsche.

Auf dem Heimweg wurde lange nicht gesprochen. Das Lied der Deutschen, das man uns aus dem Herzen reißen wollte, Haydns Hymne, war zum ersten Mal trotz Verbot wieder in der Öffentlichkeit erklungen.

An der Franz-Joseph-Straße ging man auseinander. Beim Abschied sagte die Witwe des Generals zu mir: „Nun haben wir das Kaiser-Quartett wieder gespielt. Denken Sie noch daran, wie Sie bei unserer ersten Begegnung danach fragten?"

Dankbar und betroffen zugleich antwortete ich: „Ja, — und morgen ist der 20. Juli!"

DIE PFLICHT

Es war am 13. März 1951. Erst an diesem Abend ging für die Schneiderin St. der Krieg zu Ende und löste sie aus einer Pflicht, die sie 8 Jahre zuvor eingegangen war. Die Menschen, erlahmt im Augenblick, als die Spannung zwischen Todesangst und Lebenshoffnung, die sie bisher wachgehalten hatte, nun von ihnen gefallen war, glitten immer mehr aus den sie bewahrenden Ordnungen in die Trägheit ihrer entnervten Herzen. Man schwamm dem Mahlstrom der abgestumpften Masse zu; Fug und Recht schienen vergessen. Die Bereitschaft zur Steigerung über sich selbst hinaus, zu Opferbereitschaft und Entäußerung, war ins Gegenteil umgeschlagen und entlud alle Minderwertigkeit aus nackter Selbstsucht.

*

Die Tragödin A. D. — eben noch gefeiert als „Medea" — fand keinen Platz mehr in dem immer stärker verflachenden Theaterbetrieb. Sie, als eine der wenigen, die heute noch Verse voll in Rhythmus wie Klang sprechen können, hatte sich auf Rezitationsabende verlegt, in denen sie das Wort der Dichter, ungestört von hilflosen Partnern oder mißgeleitet von unverständigen Regisseuren auf der Bühne, nun unmittelbar zu den Menschen bringen konnte. So las sie an jenem Abend aus dem Werk Rainer Maria Rilkes.

Bis zur Pause war alles gut gegangen, und die Achte „Duineser Elegie“ hatte sie in ihren gedanklichen wie sprachlichen Schwierigkeiten gemeistert.
Ich wußte, daß sie in den Pausen allein sein wollte und verplauderte diese Zeit mit Freunden. Nach Wiederbeginn fiel mir auf, daß die Künstlerin, die sich auch in höchsten dramatischen Entladungen stets in der Gewalt hatte, ihre Erregung kaum verbergen konnte. Mit fahrigem Schritt suchte sie mühsam das kleine Podium, und die Lampe verriet nur noch stärker die zitternden Hände, als sie die „Sonette an Orpheus“ aufschlug.

„Wir sind die Treibenden.
Aber den Schritt der Zeit,
nehmt ihn als Kleinigkeit
im immer Bleibenden.“

Der volle Alt ihrer Stimme klang auf einmal brüchig, der Rhythmus stockte. Noch ein, zwei Sonette ging der Kampf weiter, das Ringen zwischen Beklemmung und Befreiung. Die unbefangenen Zuhörer glaubten ergriffen, die Künstlerin sei in die Abgründigkeiten Rilkes selbst gefallen und reibe sich nun in den Schründen wund.

Erst in den Versen:

„Sind wir wirklich so ängstlich Zerbrechliche,
wie das Schicksal uns wahrmachen will?
Ist die Kindheit, die tiefe, versprechliche,
in den Wurzeln — später — still?“

leuchtete dann aus Stimme und Augen schon die Antwort der Gewißheit und Bestätigung aus eigenem Erleben.

*

Wie neu und stark dieses Wissen sei, erfuhr ich auf dem Heimweg. Erst fanden wir kein Wort. Noch niemals

war ich so erschüttert worden von ihrer Nachschöpfung. Konnte sich ein Mensch, selbst hochgestimmt in das Werk des Dichters, das es galt, im nächsten Augenblick Gestalt werden zu lassen, schon in der Vorbereitung so hingeben, daß er die Herrschaft über sich zu verlieren drohte?

Schließlich fragte ich nach dem mir unerklärlichen Grund, ja Abgrund ihrer Erregung nach der Pause.

Ob man es bemerkt habe, war ihre mehr scheue und abweisende Antwort, mit der sie den unmittelbaren Fragen nach ihrer Kunst, wie sonst üblich, auch diesmal auszuweichen versuchte. Ich beruhigte sie; das Publikum werde die Steigerung wohl als unerhört empfunden haben. Mir aber, der ich sie doch kenne, hätte sie tiefere und wohl auch andere Gründe nicht verbergen oder mit dem Wort des Dichters verdecken können.

Da brach es aus ihr heraus. „Haben Sie gesehen, daß mich in der Pause die Frau aufgesucht hat, die nachher wieder allein in der letzten Reihe saß?"

Ich verneinte und sagte, ich hätte mit dem Freund W. Sp. den Grafen K. nach seinem Verwandtschaftsgrad mit dem Mann ausgefragt, auf den Rilke sein wohl tiefstes Requiem gedichtet hat.

Doch die Künstlerin hatte, ganz im Gegensatz zu sonst, in diesem Augenblick keinen Sinn für literarische Gespräche und fuhr fort: „Ich überdenke die nächsten Gedichte nach der Pause. Da klopft es an der Tür. Mein ‚Herein' muß nicht gerade einladend geklungen haben, und mein Unwille tat mir leid, als ich eine schlohweiße Frau mit eigenartig jungen Zügen strahlend und doch scheu auf mich zukommen sehe. Immer, wenn das Gesicht sich mir zu bestimmten Erinnerungen verdichten will, entgleitet es wieder im Nebel von unfaßbaren Gefühlen. Die Besucherin sieht meine Unsicherheit und will mir beistehen: ‚Kennen Sie mich denn nicht mehr?'

Ich kann nur sagen: ‚Helfen Sie mir.' Da fällt sie rasch ein: ‚Ich bin doch Ihre Schneiderin St. aus Berlin.'

Mit diesen Worten kam helles Licht in meine Erinnerung, und ich sah mich wieder am 2. März 1943 vor den rauchenden Ruinen des Eckhauses gegenüber der Charlottenburger Oper stehen. Dorthin war ich zur Anprobe meines Kostüms bestellt.

Beim Bombenangriff in der vorangegangenen Nacht war das Haus getroffen worden. Das Gelände war abgesperrt; Bergungsmannschaften trugen die Toten aus den schwelenden Trümmern.

In dieser Erinnerung bestätigt mich meine Besucherin, und ich höre sie wie von fern sagen: ‚Unser Haus hatte einen Volltreffer erhalten. Die meisten Bewohner waren tot. Ich wurde am nächsten Nachmittag mit schwerem Schädelbruch aus dem verschütteten Keller geborgen. Doch erst in Schlesien, wohin man uns evakuierte, kam ich langsam zu vollem Bewußtsein. Zehn Monate lag ich im Lazarett, und als ich zum ersten Mal wieder nach Berlin zurückkonnte, waren die Theater geschlossen. Mein Luftschutzgepäck war meine einzige Habe, die ich gerettet hatte.'

Wie der Bericht sich zeitlich nähert, wird sie immer schneller: ‚Das Ende erlebte ich in Thüringen, wohin wir vor den Russen geflohen waren und wo sie uns dann doch im Juli 1945 wieder einholten. Fünf Jahre habe ich mich als Schneiderin auf dem Land durchgebracht. Jetzt, an Weihnachten, gelang die Flucht nach Bayern. Seit wenigen Wochen bin ich in München. Im Telephonbuch fand ich Sie nicht; auf dem Theaterspielplan suchte ich Ihren Namen umsonst. Aber heute früh las ich ihn in der Zeitung. Deshalb bin ich gekommen, denn ich muß Ihnen doch sagen: Ich habe Ihren Kostümstoff von damals gerettet.'" —

TABLEAU DES LEBENS

In den Jahren der Demontage aller Werte, denn dem wirtschaftlichen Ab- und Raubbau sollte eine ebenso planmäßige Zerstörung oder Auslieferung der geistigen und seelischen Güter zur Seite gehen, suchten wir Zuflucht und Hilfe bei den großen Meistern der Musik und Malerei. Die Heimkehr der Bestände aus deutschen Museen brachte uns gleichen Trost wie das neu sich regende Musikleben. Hier konnten wir unsere Seelenkräfte stärken und befreien, die allein dann zu uns selbst wieder zurückführen würden.
Plötzlich begriffen wir das Ansinnen chauvinistischer Sieger, die eine Auslieferung auch der geistigen Heiltümer verlangten. Für die Wissenden war diese Vermessenheit ohnehin nur eine überspannte Wiederholung der Ansprüche auf den Bamberger Reiter und die Naumburger Stifterfiguren, deren Demontage und Auslieferung an Frankreich bereits 1919 unter der verlogenen Begründung einer „Sühne für Reims“ gefordert wurde.

*

Als nach acht Jahren Trennung die Familie, unter so ganz anderen Umständen als erhofft, wieder vereinigt war, gingen wir oft ins „Haus der Kunst“ am Englischen Garten, das damals noch die Meisterwerke der

Alten Pinakothek barg. Uns störte nicht, daß immer noch das Casino im Mittelbau der Besatzungsmacht vorbehalten war — sollten die Soldaten dort ihren leiblichen Hunger stillen —, und wir übersahen die Markierungslinien im Raum, der nun die großen Rubensgemälde beherbergte; die Farbstriche am Boden und an den Wänden verrieten, daß man die Räume vorher als Sporthalle benutzt und sie auf diese Weise, wie man so schön sagte, doch wohl „zweckentfremdet“ hatte.

Vor Dürers „Selbstbildnis im Pelzrock“ erzählte ich meinen Kindern, daß mir in den Jahren der Einsamkeit ein kleines Mädchen den Glauben an die deutsche Jugend wieder schenkte. Ich hatte heimlich beobachtet, wie es, das beinahe noch ein Kind war, außer Atem und mit hochrotem Kopf die Treppe hinaufhastete und ins Kabinett mit den Werken des Nürnberger Meisters links abbog. Als ich ihm leise dorthin folgte, stand es wie angewurzelt vor dem Eigenbild. Die Augen leuchteten, und der Atem hatte sich noch nicht beruhigt.

Es mochte wohl eine Viertelstunde in Dürers Augen geblickt haben. Dann beendete es die stumme Zwiesprache, schaute weder nach links noch nach rechts, sah nicht einmal die „Apostel“ an der gegenüberliegenden Wand und verschwand wieder eilig, wie es gekommen war.

Da wußte ich, daß mir um diese Jugend, die eben noch aus ihrem Schlaf durch Alarme und Bomben gerissen worden war, und die nun in hektischer Unkultur auch weiter seelisch krank gehalten und zermartert werden sollte, nicht bange zu sein brauchte.

*

Der Bericht dieses Erlebnisses verfehlte seine Wirkung nicht, und bei jedem Besuch wurde an die Begegnung

erinnert. Auch an jenem Vormittag, als die nun um den ersten Schwiegersohn vermehrte Familie wieder ins Haus der Kunst ging, war es so.

Wir hatten den Dürer-Saal verlassen, und ich wollte vor Tizians „Dornenkrönung“ den Morgen beschließen. Wie immer ergriff uns das Altersbild, mit dem der Greis sein Leben kurz vor der Vollendung im hundertsten Jahr wie ein Testament siegelte.

„Ist nicht jedes wahre Kunstwerk ein Vermächtnis und eine Verpflichtung für die Nachkommen? Hat nicht Dürer sein ‚Ecce homo‘ als Bekenntnis und Verheißung uns hinterlassen, als geheimste Selbstoffenbarung und Tröstung zugleich?“

In meiner Mühe, mich verständlich zu machen, suchte ich Hilfe und fand sie in Tassos Wort, das die Not und Freiheit eines jeden Künstlers zusammenfaßt:

> „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.“

Auch dies schien mir noch nicht genug, das Unerhörte der Selbstbekenntnisse jener Meister zu fassen, und ich fuhr fort: „Ja, das mag wohl auch Tizian zu seinem Bild der ‚Dornenkrönung‘ getrieben haben, als er es wie ein Bekenntnis und eine Anklage zugleich malen mußte. Es galt, noch einmal sein Leben in der letzten Schöpferstunde in ein Symbol zu sammeln. Alle Gegensätze wollten vereint werden, wie es ja am Ende der Tod auch tut. Der Lorbeer des Ruhmes, wuchs er nicht zugleich zur Dornenkrone? Die Verehrung, weckte sie nicht auch Verspottung und Hohn?“

Die Gedanken jagten stumm weiter: ‚Ist nicht alle Malerei Bericht und Dokument der augenblicklichen Stufe, und muß der bildende Künstler nicht jedesmal die Summe seines bisherigen Lebens ziehen, wenn er ein neues

Werk wagt? Sind nicht alle Bilder Bruchstücke einer großen, immerwährenden Konfession und eine stets neue Beichte des Künstlers?'
Bevor ich die Gedanken noch zu Sätzen hatte formen können, betrat ein Ehepaar den Saal der Venezianer, — und mir stockte der Atem. Wenn einmal im Leben mir die Antwort auf eine Frage klar und schnell gegeben wurde — rascher, als es unsere Sprache dann in Worte zu fassen vermag, und wie ein erleuchtender Blitz im Dämmer unserer Ahnungen und Gefühle, geschah es in diesem Augenblick.
Der Mann strauchelte, — und mir schwindelte. Dann sicherten wir beide gegen Halluzinationen: „Hans?" — „Heinz?"
Ja, es war der „Blutsbruder" aus dem Frankreichfeldzug!

*

Diesen Namen gaben wir uns beim einzigen Wiedersehen nach der Aisne-Schlacht, weil die gleiche feindliche Granate uns verwundete. Er war leicht verletzt, aber mich traf es so schwer, daß ich einige Tage später von meiner Kompanie als tot gemeldet wurde. Im Wettlauf um die Rettung hatten die braven Sanitäter es versäumt, die Spuren von den Verbandsplätzen zum Kriegslazarett zu sichern.
Im Verlauf des Krieges hatten wir uns aus den Augen verloren, als er dann nach Rußland ging.

*

Man sagt, im Anruf des Todes sähen unsere aufgerissenen Augen das „Tableau des Lebens", also unser Dasein in ein einziges Bild zusammengefaßt. Ich kann dies so von mir nicht bestätigen. Die Granate, die einen Meter neben mir detonierte, hatte mich zu Boden gerissen, und ich war wohl einen Augenblick ohnmächtig. Als ich

wieder zu Bewußtsein kam, lag ich am Uferhang des heißumkämpften Flusses. Blut lief mir aus Mund und Nase, und ich drohte zu ersticken. Jeder Atemzug bereitete höllische Schmerzen. Aber im nächsten Augenblick war alle Beklemmung vorbei, und ich hörte eine Musik, wie nie zuvor in meinem Leben und auch nie mehr seither.

So sehr ich mir später auch Mühe gab, jene unerhörten — und doch damals gehörten — vollen Harmonien in meiner Erinnerung zu beschwören, sie kamen nie wieder. Ich weiß und fühle nur heute noch: es waren großartige Akkorde in ungewohnter Aufeinanderfolge, die unsagbar schöne Melodien trugen und mich wohl über alle Schmerzen hinaushoben.

Ich tröstete mich später, wenn ich dieses Phänomen packen wollte — und es mir doch schon beim ersten Ahnen immer entglitt —, mit Kurt Kluge, der seinen Organisten Wingen mit einem unerhörten Dominantseptakkord zum Musikerhimmel auffahren läßt —, und erinnerte mich auch daran, was uns von Mozart berichtet ist. Dieser unbegreifliche Musiker hat ja von sich behauptet, er habe jedes Werk als einen übergroßen, umfassenden Klang bereits im Ohr, den er dann nur noch in unserer Notenschrift ausschreiben müsse.

*

Doch dies alles kam mir viel später, wenn ich mich wieder einmal an das Erlebnis heranwagte und es sich einer Wiederholung verweigerte. Im Augenblick aber, als mein Kamerad und Blutsbruder — keiner glaubte den Freund noch am Leben — mir unter Tizians „Dornenkrönung“ wieder begegnete, gab er mir mit seinem Erscheinen stumm, doch alles besser erklärend als jene Kunstphilosophie, die Antwort auf meine Frage nach Ursprung und Wesen aller Kunst. Seither weiß ich: Am

Anfang wie am Ende ihrer Wahrheit steht das „Tableau des Lebens“, das ihr Schöpfer schauen darf und erleben muß. Denn bei aller Geburt steht ja auch der Tod. Der Künstler geht wie jede junge Mutter durch ihn hindurch, bereit zu Werk und Wahrheit. Beides muß er mit seinem Blut besiegeln.

Das Bild Tizians begleitet mich seither wie ein tröstliches Testament, und so möge es mir nicht als Anmaßung oder Aufdringlichkeit ausgelegt werden, wenn ich die Verse an den Schluß stelle, mit denen ich auf sein befreiendes Erlebnis zu antworten suchte.

Tizian:

DORNENKRÖNUNG

Dies eine blieb. Es war im ersten scheuen Wagen
Und ungewußten Hingelenktsein schon zum Tun;
Es stand dann über allem selbstbewußten Sagen
Und wehrte noch dem Alter reine Schau und Ruhn.

O, diese Last des Schöpfertums! — Die stete Drängnis
Im Anruf aus der Liebe zu der nächsten Welt;
Und dann die Tat, gesetzt als Richter und Verhängnis,
Daß sie erkenne, was da gegen sie gestellt.

So wuchs als Antwort Aufruhr, gröhlendes Verderben
Und blanker Mordstahl, der in jeden Großen dringt.
— Doch nur das andre bleibt: Das Siegen aus dem Sterben
Und Auferstehen, das allein das Herz vollbringt.

NACHWORT

In den Erschütterungen durch die beiden Weltkriege unseres Jahrhunderts, die ihrerseits aber wiederum nur der vordergründige Ausdruck der dahinterstehenden seelischen Revolution und geistigen Umbrüche sind, brachen auch so manche überkommenen ästhetischen Vorstellungswelten zusammen.

Das Geschehen, das uns überfiel, — und darin wir bestehen mußten, — übertraf alle Maßstäbe, die bisher an Wirklichkeit und Phantasie gelegt wurden. Die Einbildungskraft der Dichter versagte vor den neuenTatsachen; nun gab es keine Flucht mehr in Träumereien oder Idyllen, sondern es blieb die schlichte und unbedingte Pflicht der Aussage des Erlebnisses. Wahrheit ging über Schönheit.

Der Dichter wurde auf sein eigentliches Tun zurückverwiesen, wenn „dichten“ von lateinisch „dicere“ kommt, wie es schon bei Luther heißt und verstanden sein muß: „davon ich singen und sagen will.“ „Dichten“ als „verdichten“ versteht sich heute von selbst, und es schließt für das Sprachkunstwerk die Forderung der knappsten Form in sich. Vielleicht haben spätere Zeiten mehr Muße und können sich dann wieder auch dem reinen

Spiel der Phantasie zuwenden. Uns aber zwingt die Not. Goethes „Dichtung und Wahrheit“ wird heute zu „Ver-Dichtung der Wahrheit“.

Was wir durchlebten, ist gewaltiger, aber auch gewalttätiger als alle Erfindungsgabe. Das mag ein Grund dafür sein, daß der Leser sich vom alten Phantasieroman abwendet; hat nicht jeder Angehörige unseres europäischen Kulturkreises, wenn er das Schicksal des Abendlandes im letzten halben Jahrhundert wissend erfahren und leidend durchlebt hat, Ereignisse aus ihm erfahren, die seiner bisherigen Einbildungskraft geradezu spotten?

Der schlichte, ungeschminkte Bericht unserer Erlebnisse wird uns abgefordert. Glücklich, wer aus dem vordergründigen Lärm und durch das verwirrende Chaos dann noch die tieferen Ordnungen zu sehen und zu hören vermag.

So will auch jenes Notenbild verstanden sein, das Hans Kaysers Umrechnungen der Planetenbahnen unseres Sonnensystems in eine „tiefere Oktave“ darstellt. Es ist ein Symbol mehr dafür, daß die uns umfangende Natur in großen Harmonien und Gesetzen läuft. Nur als Sinnbild stehe es auf dem Bucheinband: eine nähere inhaltliche Ausdeutung und Bezugnahme würde mehr zerstören als helfen.

Alle zwölf Begegnungen haben sich so ereignet, wie sie geschildert sind. Es brauchte nichts erfunden und hinzugetan werden. Im Gegenteil! Allein dem jeweils gemäßen Ausdruck als Bericht, Anekdote oder Novelle galt das schriftstellerische Bemühen. Und da gilt das ästhetische Grundgesetz: Kunst heischt, alles Überflüssige weglassen. Nur das Große ist einfach. Die Wahrheit des Inhalts bedingt die Klarheit der Form.

INHALT



Weitere Bücher von

HANS W. HAGEN

Musikalisches Opfer

Ein Altar in Worten mit vier Seitentafeln um den Mittelschrein über Begebenheiten im Lebensraum der deutschen Musik. Dichtungen in Prosa und Versen.

*

Durchbruch zu neuer Mitte

Drei Studien zur Überwindung der Kulturkrise „Das Wagnis der vierten Dimension“ — „Das Weltbild von Morgen“.

*

Zwischen Eid und Befehl

Der Gefechtsbericht vom 20. Juli 1944, vorgelegt von einem Tatzeugen, der Wahrheit die Ehre zu geben.

TÜRMER VERLAG · MÜNCHEN

Herbert Böhme

BEKENNTNISSE EINES FREIEN MANNES

»Das tapferste, klarste und anständigste Buch des Jahres, ein ehrliches Volktumsbekenntnis sondergleichen, sturmsicherer Gradmesser für Wahrheit, Würde und echtes Maß.« Einer Zeitungsbesprechung entnommen.

*

Theodor Seidenfaden

DIE JUNGFERNBEICHTE

Köstliche Anekdoten, wie sie Heinrich von Kleist und Wilhelm Schäfer hervorzuzaubern vermochten, sind in diesem Buch als literarisches Ereignis, aber auch für jedermann zu froher Besinnlichkeit gesammelt. Es ist in seiner Heiterkeit ein Buch zu innerer Befreiung.

*

Karl Günther Stempel

DIE HOHNEKLIPPEN

Eine Erzählung zwischen den Ereignissen, den abklingenden des verlorenen Krieges und den heraufdämmernden eines neuen Bestehens in den Erfordernissen des Lebens, noch Soldat und doch schon heimgeholt in die natürlichen Bindungen, die den vom Feinde Gehetzten instinktsicher die Freiheit gewinnen lehren.

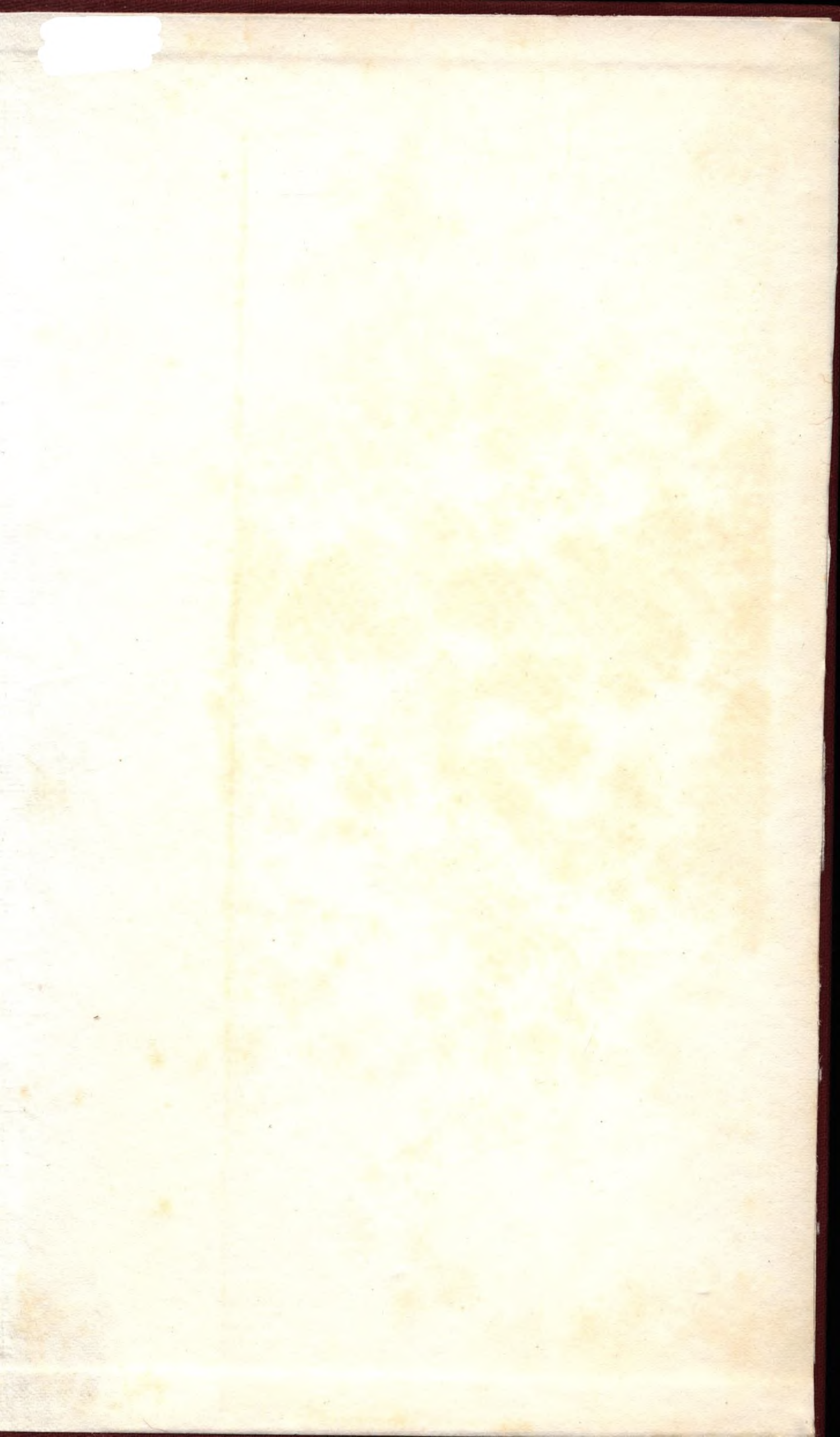
*

Hans Berner

DIE SCHWARZ-ROT-GOLDENE SCHUBERTIADE

Völlig neu und ganz anders, als er uns bislang geschildert wurde, tritt uns Franz Schubert durch die ausgreifenden Erforschungen der geschichtlichen Quellen hier plötzlich entgegen und wird uns in dankenswerter Weise als ein rechter Patriot seiner Zeit vertraut gemacht.





H.W. HAGEN · BLICK HINTER DIE DINGE